



Nr. 6.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungsvereinsliste
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 9. November.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Schneidiges Liebchen. Von Hans Hopfen (Fortsetzung). — Doktorwüste „Ador“. Von Franz Servaes. — Strafrechtliche Betrachtungen II und III. Von Amtsrichter Eugen Schiffer. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spielhagen (Schluß). — Noch einmal die „Freie Bühne“. Von Ludwig Fulda. — D. Gautus Cassel als Dichter. Von F. M. — Kleine Kritik.

Schneidiges Liebchen.

Eine neue Geschichte des Majors.

Von
Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

Wir hatten noch niemals zu zweien allein miteinander gegessen, und gar des Abends in der schummrigen behaglichen Stube und sicher auf Stunden vor jeder Störung.

Ward da nicht ein innigster Wunsch, den man nicht auszusprechen gewagt, ja dessen Erfüllung man kaum in kühnster Schwärmerei sich als möglich gedacht hatte, wunderbar erfüllt? Boreinander dastehen wie Mann und Frau, und zwischen der Mahlzeit aufspringen und aufeinander zustürzen, sich umschlingen und küssen, daß einem der Atem verging! . . .

Wir schwindelte! Und Seraphine, die meine Gedanken leicht erriet, weil es zugleich auch ihre eigenen Gedanken sein mußten, senkte die Stirn noch tiefer zur Erde; allein ich sah doch, wie sie bis unter die Haare hinein errötete.

Gleich darauf aber faßte sie sich, sicherte laut auf und hielt mir in unschuldvoller Lustigkeit beide Hände hin. „A quelque chose malheur est bon!“ rief sie. „Mir thut der arme Kranke herzlich leid; aber wir beide wollen fidel sein heut abend wie die Mäuslein, wenn Kater und Katze aus dem Hause sind!“

Ich wollte sie entzückt an mich ziehen, sie aber wehrt' es ab mit ausgestreckten Armen und ausbeugendem Gesicht und sagte: „Sei fein vernünftig, sonst muß ich Dich fortjagen!“

„Nur einen ganz kleinen Kuß, nur ein einziges Küßchen!“ rief ich flehentlich.

Sie schüttelte das Haupt und antwortete: „Nein! Erst die Pflicht der Hausfrau, dann die Wonne der Liebsten! Erst für Deinen Schmaus geforgt, und dann, spät nachher, zum Nachtsich ein Küßchen auf den Heimweg.“

Damit flog sie zur Thür hinaus und kam mir viel zu lange nicht wieder. Ich ärgerte mich, daß sie die kostbare Zeit verdarb, um mir irdische Speise zurecht zu richten, der ich jetzt nur nach der Kost der Götter lüstern war. Ich ging ungeduldig im Zimmer auf und ab, öffnete die Thür und rief nach ihr. Und da sie nicht kam, öffnete ich das Fenster und horchte in die Dämmerung hinaus.

Es war ein stiller, milder Sommerabend. Alles schien Liebe und Liebeseligkeit zu atmen. Der laue Wind streichelte einem sanft Wangen und Haar. Schwalben zwitscherten oben im Gebälk, und auf dem Kies im Hofe schnäbelte ein Paar Tauben sich ab, eh' es in den Schlag einschlüpfte und Nacht machte.

Wir sang das Blut in den Ohren . . . Aber dazu gestellte sich jetzt ein ähnlicher Ton, der wirklich von außen her drang, ein schrilles, hastiges, dünnes Klingeln oder vielmehr Klingeln. Ich konnte mir's nicht verhehlen, es war das Zügelglöcklein, das man läutete. Die Suche hatte wieder ein Opfer gefordert. Es war wieder eine arme Seele weniger auf dieser schönen sommerlichen Welt.

Da kam Seraphine zurück. Der Diener mit einer breiten Platte, worauf ein paar kalte und etliche verdeckte Schüsseln standen, folgte ihr mit seiner gewöhnlichen Gravität.

„Bin ich lang' ausgeblieben?“ fragte sie schelmisch, während der Bediente den Tisch versorgte.

Und da ich nicht sofort mit gleicher Fröhlichkeit antwortete, erkundigte sie sich nach dem Grund meines Schweigens.

„Horch auf!“ jagt' ich und deutete hinaus. „Schon wieder einer, der hinübergeht! . . . Friede seiner Asche!“

Sie senkte den Blick und betete für die arme Seele.

Sie sah so lieb und schön aus dabei, daß ich das Fenster schloß und mir Mühe gab, sie wieder auf sonnige Gedanken und das Bewußtsein unseres unerhört glücklichen Beisammenseins zu lenken.

Sie hieß mich Platz nehmen und legte mir vor. Ich sorgte für sie, und wir lobten die Küche und schwatzten wie die Kinder dazu.

Nachdem die erste Schüssel geehrt worden, sagt' ich leise: „Schide doch den Bedienten fort!“

Der Keel erschien mir in der That ein ungeheuerlich überflüssiger Zeuge unseres harmlosen Zwiegesprächs.

Sie aber war anderer Meinung und antwortete: „Noch nicht! Erst zum Nachtsisch!“ Und wie sie dazu lachte, schadenfroh, siegesgewiß und doch so verheißend, vermeinte man, die Englein im Himmel schon das Präludium zum Gesang ewiger Liebe spielen zu hören.

„Iß nicht zu viel davon!“ sagte sie auf einmal. „Ich habe Dir auch zum Nachtsisch eine Lieblingspeise hergerichtet. Du Lekturmäulchen mußt doch heute was Besonderes haben.“ „Was denn?“ fragte ich, wie's die Höflichkeit gebot.

Triumphierend hob sie den Deckel von der Schüssel und rief: „Schlagsahne! Schlagsahne mit geriebenem Pumpernickel! Das dünkt Dich wohl fein, was?“

Süße Schlagsahne mit geriebenem Pumpernickel war für gewöhnlich in der That mein und so manchen Lieutenants Leibgericht. In dieser bange Zeit kulinarischer Vorsicht kam mir aber die mit Recht geschätzte Speise doch auf den ersten Anblick nicht so begehrenswert vor wie sonst, und ich sagte nicht ohne scherzhaftes Mahnen an ihre Ängstlichkeit: „Herrlich! . . . Aber meinst Du, Seraphine, daß das ganz unverfänglich und nicht etwa gar von gurkenähnlicher Gefahr sei?“

Sie verärbte sich. „Um Gottes willen!“ rief sie, „daran hab' ich nicht gedacht! Ich glaube wirklich, wir rühren besser nicht daran. . . . Ich will Dich schon schadlos halten!“ Damit klappte sie den Deckel wieder auf die Schüssel.

Das war mir recht; und da gerade der Bediente vor der Thür war, bat ich mir gleich so ein süßes Mäulchen zur Schadloshaltung aus, indem ich meinen Stuhl näher zu dem ihrigen rückte.

Sie aber machte ihr finiteres Gesicht und brütete eine Minute vor sich hin, bis sie feuchten Auges mich liebevoll anstarrte und sagte: „Ich bin so schlecht! Aber weiß Gott, es war nur Übermut, weil ich mich heut' abend gar so glücklich fühlte. . . .“

„Was war Übermut?“

„Ach, Heinz, ich hatte den Bedienten abgerichtet, daß ich Dir erst die Schüssel mit süßer Schlagsahne zeigen und Dich nach Deinem Leibgericht begierig machen wollte, dann sollte er das Brett abtragen, auf den Anrichtetisch hinübersetzen und Dir, ohne den Deckel zu lüften, die andere Schüssel, diese da, die genau so aussieht wie jene, anbieten. Hättest Du dann den Deckel gehoben und Dein erstauntes Gesicht gemacht, wie hatt' ich da gelacht! Ich hatte mir's so reizend ausgedacht; das war schlecht von mir! Aber dafür wird nun nichts daraus und Du vergiebst mir!“

„Was soll ich denn vergeben, und warum hatt' ich denn mein Gesicht verziehen sollen?“

„Etwa nicht, wenn Du statt süßer Sahne saure Gurken gefunden hättest!“ rief Seraphine immerhin triumphierenden Tones und hob den Deckel von der Zwillingsschüssel, die, wie ein Ei dem andern, in Gestalt und Farbe jener ersten glich, aus welcher mich vorhin das überzuckerte weiße Milchgericht angelächelt hatte. Aus dieser zweiten aber starrten mir die blaßgrünen Scheiben der Gurke vom Gartenpalier entgegen, mit Pfefferstaub bräunlich geprenkelt, von Fettagungen des Olivenöls betupft, in regelrechter Vinaigrette schwimmend, wie wenn sie

just vom Nachtmahl einer modernen Lucrezia Borgia abgeholt worden wären.

„Aber da machst Du ja schon das gewisse Gesicht!“ rief Seraphine, und ihr Gelächter plagte los.

„Das ist ein schlechter Spaß!“ sagt' ich, schob beide Schüsseln, ohne sie weiter zu beachten, in den Tisch und machte mit samt meinem Stuhl eine Viertelswendung gegen das Fenster.

„Nun schmollst Du wieder! Nun hast Du mich wieder nicht mehr lieb!“ rief Seraphine, sprang auf und kauerte sich vor mich hin, die gefalteten Hände auf meine Kniee legend. Aus ihren weitgeöffneten Blicken starrte mich eine Herzensangst an, die einen, trotz des Vorhergegangenen, wider Willen rührte.

„Gewiß hab' ich Dich lieb!“ sagt' ich. Aber es klang ihr nicht überzeugend genug.

„Nein, nein!“ rief sie und schüttelte das Haupt dazu, „ich fühl's, Du kannst ein so tolles, wildfeueriges Ding, wie mich, nicht lieb haben!“

Sie schien untröstlich, preßte das Haupt auf ihre Hände und weinte hörbar.

Zwischen ihr leises Schluchzen klang von draußen fernher wieder das Gelächte des Sterbeglückchens.

Ich neigte mich herab und küßte die vor mir Knieende aufs Haar und auf den Hals. Da fuhr sie empor und deutete nach dem Fenster.

„Hörst Du?“ sagte sie. „Das klingt so schaurig in der Nacht.“

Ich sah hinaus. Es war draußen in der That ganz finster geworden. Und der schrill klagende, etwas geschäftsmäßig hastige Ton des jetzt so viel geplagten Glöckchens klang wirklich recht absonderlich, so daß einem in Gedanken des vielen Glends, das es bewegte, ein Schauer kalt über den Rücken lief.

Also an den Tod gemahnt, erschien mir das Leben doppelt lieb und die Nähe der Geliebten noch nie so kostbar. Nach der Kälte, die mich angeweht, ward mir wonnig warm, nach dem Schauer, der mich überrieselte, durchflutete wonnige Kühnheit meinen Leib.

Ich schloß Seraphinen sanft in meine Arme und wollte ihr etwas recht Zärtliches ins Ohr sagen, sie aber sagte noch ganz in Traurigkeit versunken und doch schon von meinem Feuer ergriffen: „Wenn es heute oder morgen Dich oder mich trübe, das wäre schrecklich! Voneinander lassen müssen und dahingehen, ohne sich ganz angehört zu haben, ohne den heiligsten Bund geschlossen zu haben, den zu schließen wir für einander geboren worden sind, es wäre entsetzlich!“

„Freu' Dich des Lebens,“ sagt' ich, an ihre eigenen Worte erinnernd, „weil noch das Lämpchen glüht, und laß die schaurigen Bilder fahren!“

„Wie soll ich mich freuen,“ antwortete sie. „Es wird noch lange dauern, bis Du mich heimführen kannst. Und bis dahin?! Wird Deine Liebe ausdauern? Wirst Du mich über Jahr und Tag, wirst Du mich morgen noch lieben? Liebst Du mich heute noch? . . . Ach, mich tötet der Zweifel. Und immer wieder muß ich denken, wie gräßlich der Tod wäre, ohne zu wissen, daß Du mich über alles treu und wahrhaft liebst.“

„Aber ich liebe Dich ja über alles, Seraphine!“

Sie schüttelte statt aller Antwort zweifelnd das Köpchen.

„Wie kann ich Dir meine Liebe besser beweisen, als in meinen Armen Dich haltend und . . .“

Ich wußte eigentlich selbst nicht recht, was ich sagte, kam es also heute erst recht nicht mehr wissen. Ich drückte das Mädchen mit aller Innigkeit an mein Herz und küßte es wild und verlangend auf Haar und Stirn und Nacken und Ohren, wohin ich eben traf. Sie wand und wehrte sich in meinen Armen, entschlüpfte mir endlich und floh nach der andern Seite des Tisches, der mich nun in gleicher Entfernung von ihr trennte, ob ich nach rechts oder links ihr näher zu kommen trachtete.

„Mache mich nicht ganz verrückt mit Deinem Ungeßüm!“ rief sie mir zu. „Was beweist Deine Wildheit? Nichts weiter, als daß Du außer Dir bist. Liebe willst Du mir damit beweisen? Lächerlich!“

Sie wand sich den vorhin losgegangenen Zopf wieder um den zierlichen Kopf und ihre mädchenhaft erblühte Gestalt zeigte sich unter den hoch erhobenen Armen in ihrer vollen Schönheit.

„Seraphine!“ rief ich und faßte den Tisch mit beiden Händen, daß Gläser und Teller aneinander klirrten. „Ich liebe Dich von ganzer Seele! Ich schwöre Dir's! Aber entflieh mir nicht, laß mich wieder in Deine Nähe!“

„Nein!“ gab sie zur Antwort. „Du liebst nicht, Du begehrst nur!“

„Ist dies leidenschaftliche Verlangen nach Dir nicht Liebe?“

„Nein! Liebe ist geduldig, Liebe ist dienstbar, Liebe wird durch Schwüre nicht bewiesen. Aber ich sagt' es ja selbst, daß ich solche hingebende Liebe nicht verdiene. Und Du bist ihrer gar nicht fähig.“

„Ich bin aller Liebe fähig,“ rief ich. „Stelle mich auf die Probe, auf jede Probe, die Du erfinden magst! Aber tränke mich nicht durch Kälte!“

„Ich kalt?“ rief sie staunend und vergaß über dem ungerechten Vorwurf ihre Vorsicht, so daß ich mit einem listigen Sprung und raschem Griff sie wieder erfaßte und umhalsste.

„Laß mich los, Du Unhold!“ sagte sie zornig. „Beweise mir Deine Liebe, wie ich will, nicht wie Du willst! Da, wenn Du mich lieb hast, so troge dem Tod in Gedanken an mich! Ich das auf, kaltblütig und ohne dabei nur einen Augenblick, ohne auch nur mit einem Gedanken in Deiner Liebe zu wanken! Ich das auf bis auf den letzten Bissen, und ich will Dir glauben, daß Du mich liebst!“

„Und dann?“ fragt' ich, ohne die Augen von ihr abzuwenden.

„Dann? . . . magst Du mir jede Probe auflegen, die mir ziemt.“

Sie hatte mit rascher Hand einen Löffel ergriffen, mit der anderen einen Teller und behäuften diesen mit einer Mischung von Gurkensalat und Schlaghahne, daß mir die Augen übergingen und alle üppigen Gefühle von diesem Anblick zahm wurden.

„Ha! Küßt sich Dein Liebeserger schon ab? Fürchtest Du Dich vor solcher Probe? Hier wird Dich freilich kein Zimmergelle auf halbem Wege davon entbinden, wie damals auf dem Balken im alten Schloß!“

Sie sah mir trotzig und hämisch ins Gesicht, herausfordernd und verächtlich.

Ich konnte das nicht ertragen. Ich wollte mir das nicht von ihr bieten lassen. „Ich fürchte mich vor nichts!“ sagt' ich, „auch nicht vor des Teufels Speisefarte, und ich troge Deiner boshaften Erfindung. Ich nehme Dein Gottesgericht

an und esse, Dir zum Beweise meiner Liebe, was Du mir da eingerührt hast, auf bis auf Stumpf und Stiel.“

Ich rückte den Stuhl zurecht, rückte den Teller gerade vor mich hin, setzte mich und begann die grausame Mischung in mich hineinzuschlingen. Die Gurkenscheiben krachten mir nur so zwischen den Zähnen, und der Milchschaum färbte mir die jugendlich sorgsam gepflegten Anfänge meines heute so respektablen Schnurrbarts. Ich fand ordentlich einen Genuß daran, dem übergeschnappten Backfisch zu beweisen, daß mich solch eine Schüssel Gift nicht irre machen konnte in meiner Liebe, und daß sich Furcht niemals mit mir zu Tische setzte.

Sie aber starrte mich an, als sollte sie die Augen aus dem Kopfe fallen lassen. Dann schrie sie laut auf, wie sie mich unentwegt tapfer einhauen sah, stürzte auf mich zu, packte mich am Arm, wollte mir den Löffel entreißen, und da ihr das nicht gelang, fiel sie nochmals auf die Kniee vor mir nieder und flehte mit geringenen Händen: „Heinrich, Du wirst doch nicht im Ernste solcher Nareheit frönen! Heinrich, ich bitte Dich, laß das sein! Heinrich, ich beschwöre Dich, mache mich nicht unglücklich! Du stirbst, Du stirbst ganz gewiß, wenn Du das gräßliche Gemengsel in Dich hineinschlingst. Wie kannst Du so ein närrisches Gebot ernsthaft nehmen! Ich war toll, als ich solches aussprach! Du hattest mich toll gemacht! Laß es genug sein! Ich beschwöre Dich: hör' auf!“

„Aha!“ spottete ich, ohne mit Löffeln, Klauen und Schlingen nachzulassen, „Du möchtest wohl jetzt Zimmergellenstelle bei mir vertreten und mir nachher wieder vorwerfen, daß ich mir die Probe auf halbem Wege hätte abnehmen lassen? Nichts da, mein Seelchen! Ich will Dir zeigen, was ein Mann ist und wessen meine Liebe fähig ist, wenn man mich so derb beim Ehrgeiz anfaßt, wie Du vorhin es gethan hast! Nicht ein Körnchen in der Gurke, nicht ein Bläschen in der Schlaghahne sei Dir geschenkt! Nein, ausgeknippt wird alles, und zum Schluß wird noch die Essig- und Obbrühe ausgeschlürft, daß Du die Nagelprobe auf meine Liebe sollst machen können! So! Es schmeckt mir wunderbar!“

Seraphine sah, daß in dieser Verfassung mit mir nicht zu streiten war. Sie schwieg starr vor Entsetzen, sprachlos vor Angst. Mit gefalteten Händen stand sie dicht vor mir da. Ihre Augen verfolgten meine Finger, wie sie emsig vom Teller zum Munde und vom Munde wieder zum Teller gingen. Thränen traten ihr unter den Wimpern vor. Sie ließ sie laufen, wie sie mochten. Und ein heftiges Zittern kam über ihre ganze Gestalt, als nun in der tiefen, schier feierlichen Stille, in der nur das Knirschen meiner arbeitenden Zähne hörbar war, sich zum drittenmal das Zügelglöcklein vernehmen ließ, als wollt' es mir die Mahlzeit gesegnen und die fürchterliche Mahnung an die ersten Folgen frevelhaften Beginmens mir ins Gewissen tönen.

Ich ließ mich nicht irre machen, kaute und schluckte und würgte, bis alles, was auf meinem Teller gelegen, bis süß und sauer eingeheimst und dieser Teller so leer und glatt und blank ausgegessen war, als käm' er gerade aus der Wäsche.

„So! Da wäre die Probe bestanden!“ sagt' ich, schob den Teller ingrimmig zurück, wischte mir den Mund und stand auf.

In demselben Augenblick flog mir Seraphine mit ausgebreiteten Armen um den Hals und schluchzte: „Heinrich, was haben wir gethan! Heinrich, Du bist hin! Wie soll ich Dei-

nen Tod überleben! Wie konntest Du einem so thörichten Begehren nachkommen! . . . Aber nein, Du darfst mir nicht sterben, so nicht, jetzt nicht, durch mich nicht! Oder ich folge Dir auf demselben Wege!"

Sie schickte sich wirklich alles Ernstes an, zum andernmal aus den beiden Schüsseln einen Teller zu belegen; ich aber faßte sie fest beim Arm und zog sie vom Tisch zurück, mochte dabei auch etwas Glas und Porzellan zur Erde klirren.

Es war ein heftiges Ringen unter nassen Augen. Ritterlichkeit und Unbehagen, Überspanntheit und Herzensseligkeit, Zorn und Entzücken bedrängten mich allzumal. Und in diesem Getöse von Empfindungen, das die Sorge beherrschte, wie ich die Geliebte vor der unsinnigen Nachahmung meines thörichten Streichs gewalttham zurückhielt, in diesem Wirbelwind von Leidenschaft ward mir der erste, wirkliche, süße, entzückende, alle Sinne verwirrende Kuß von den Lippen der Geliebten.

Aber es stand geschrieben, daß ihm kein zweiter noch süßerer folgen sollte.

War es die allzuhastige Wirkung der allzuhastig und in zu heftiger Gemütsbewegung eingenommenen Mahlzeit, war es ein Anhauch der bösen Geister, die damals in der Luft schwebten, ich fühlte mich plötzlich außer Stande, Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit zu vergelten. Mir schoß alle Hitze des Bluts zu Kopf, während mir im ganzen übrigen Körper eiskalt wurde. Und ein unsagbar irdisches Gefühl verkürzte viel zu früh die himmlische Stunde meines bisherigen Lebens.

Seraphine rang die Hände. „Ich folge Dir in den Tod!“ schrie sie.

„Um Gottes willen, nur jetzt nicht!“ rief ich zurück und stürzte hinaus.

Im Hausflur stieß ich auf die Eltern der Geliebten.

Der Vater blieb mit gekreuzten Händen vor mir stehen, ließ den Kopf seitwärts hängen und seufzte: „Er ist tot!“

„Wer?“ fragt' ich in der Gedankenlosigkeit augenblicklicher Drangsal. Ich bildete mir ein, er sähe Gespenster und meinte mich.

Schwanfend zwischen Erstaunen und Entrüstung ob solcher Frage sah ich den trefflichen Freund sich zu seiner besseren Hälfte kehren; ich aber hat nur rasch noch tausendmal um Vergebung, meldete mich krank und gewann das Weite.

Im Freien ward mir besser. Der Blutandrang ebete zurück. Das Fieber im Gemüte legte sich. Ich that ein übriges, indem ich mir „im goldenen Säckel“ mit einer Flasche alten Portweins und etlichen Schnäpßen Gegengift besorgte. Aber das Gift schien stärker als das Gegengift, und der schmerzhafteste Magenkrampf wiederholte sich, die Nacht war furchtbar.

Erst gegen Morgen schlummerte ich ein und schlief dann allerdings nach all der ausgestandenen Aufregung wie ein Stück Holz.

Viel zu früh klingelte man mich mit einem Briefe Seraphinens aus wohlthätigem Schlummer.

Ich erkannte ihre Hand in der Überschrift, legte den Umschlag unerbrochen neben mich aufs Kopfkissen und schlummerte unentwegt weiter.

Das dünkte mich später ein bedenkliches Zeichen. Als ich nach ein paar Stunden wie verjüngt erwachte, mußte ich mich selbst darüber verwundern, daß ich irgend etwas Wichtigeres vorzunehmen gefunden hatte, als die Botschaft der Geliebten

unverzüglich in mich aufzunehmen. War meine Neigung über der letzten Probe erkaltet? Dennoch erschraf ich vor diesem Gedanken. Dennoch wäre ich trostlos gewesen, hätte ich mir selbst auf jene Schicksalsfrage mit ja antworten müssen.

Ich zog es darum vor, mich vor mir selbst mit jener Schwäche und Schlafbedürftigkeit zu entschuldigen, die nach so schlimmer Nacht am frühen Morgen leicht begreiflich war, und erbrach, noch im Bette liegend, mit hastigen Fingern den Brief, obwohl ich mir dabei geteufelt mußte, daß er mir nichts sagen würde, was ich nicht schon wüßte. (Fortsetzung folgt.)

Dostojewskis „Idiot.“

Von
Franz Servaes.

Ausländerei in der Litteratur?! Mancher möchte versucht sein, solch herbes Wort zur Kennzeichnung unserer heutigen Epoche zu gebrauchen. Er würde der Sache nach recht, dem Sinne nach aber bitterlich unrecht haben. Es ist wahr, wir lassen heutzutage ein wahres Kreuzfeuer fremdnationaler Litteraturzeugnisse über uns ergehen, und je mehr wir die blankgeschmiedeten Waffen bewundern, mit denen Russen und Scandinavier, Franzosen, Spanier und Italiener den Kampf um die Zukunft aufnehmen, desto schartiger und zerbrechlicher kommt uns das Schwert vor, das wir in eigenen Händen halten. Wird, indem wir die fremden Waffen prüfen, in der heimischen Schmiede wacker gearbeitet? Wir wollen es hoffen, wir wollen es sogar glauben. Wunsch und Leidenschaft sind stark genug vorhanden, aber ob die Kraft uns wird, das muß der Himmel entscheiden.

Der vor mehr als zwanzig Jahren geschriebene Roman des vor fast zehn Jahren verstorbenen russischen Schriftstellers, welcher hier zur Besprechung gelangt,* verdient die erste Beachtung eines weiten deutschen Leserkreises, das tiefdringende Studium der Genossen vom Fach im vollsten Maße. Wer ohne Enthusiasmus, aber auch ohne Mißtrauen, zu Gemüth und Kritik gleichermaßen aufgelegt, an dieses Werk herantritt, der wird die Stunden, die er demselben widmet, nicht zu seinen verlorenen zählen. Er wird durch die realistischen Schilderungen aus dem Petersburger Gesellschaftsleben hindurch die persönliche Sprache eines Mannes vernehmen, der Kümmeris und Leiden genug erfahren hatte, um ohne Rückhalt reden zu dürfen, wie es ihm immer uns Herz war. Das gemeine Los der russischen Schriftsteller, eine lange Zeit trauriger Verbannung in Sibirien, hat Dostojewski jene Gabe des psychologischen Tiefblicks gegeben, mittels derer er auch in verkümmerten und scheinbar ausgetrockneten Menschenherzen zu lesen vermag. „Erniedrigte und Beleidigte“ war der erste Roman, den er nach seiner Verbannung veröffentlichte, und die Erniedrigten aus dem Staube wieder zu erheben, die Beleidigten zu versöhnen, ist das edelste Ziel all seines Dichtens und Denkens fortan geworden und geblieben. Daß auch der vorliegende Roman sich in dieser Richtung bewegt, deutet schon sein Titel an. Ein Mißachteter und Verächter, ein schamlos Ausgebeuteter und hochmütig Verächter, ein „Idiot“ ist der Held dieser Erzählung. Aber alle, die ihn geistig so sehr zu überschauen glauben, müssen sich mehr und mehr beugen vor der geheimnisvollen Höhe seines reinen, einfältigen Herzens, so sehr sie auch knirschend ihn zu vernichten trachten, und, der für der Frauen Liebe nicht geschaffen scheint, weiß die seltsamsten weiblichen Naturen ganz in seinen Bannkreis zu zwingen. Trotzdem kann das unerbittlich ausgleichende Schicksal den Weltunkundigen nicht dauernd emporheben; das gute Herz kann

* Fedor Dostojewski, Der Idiot. Roman in drei Bänden. Deutsch von August Scholz. (Berlin, E. Fischer Verlag 1889.)

gerade so rebellisch wider die Weltordnung werden wie der große Geist; endet dieser in jähem Absturz, so verblutet jenes in langsamem Zuckungen. Der Idiot, der im Beginne des Romans geheilt aus einer Anstalt in die Heimat reist, kehrt am Schlusse desselben als Unheilbarer an seine Pflegestätte zurück.

Ein bedeutendes Personenmaterial hat der Dichter auf die Beine gebracht, um innerhalb einer reichbewegten Handlung das Schicksal seines eigenartigen Helden sich abspielen zu lassen. Stets aber bleibt dieser im Mittelpunkt, und jede andere Person hat nur soweit Bedeutung, als sie sich auf ihn bezieht, in Parallele oder Kontrast zu ihm tritt, sein Wohl- oder Ubel-ergehen herbeiführen hilft. Psychologische Analyse, die bis zur Zerpaltung der feinsten Empfindungen geht, ist das Stete, man möchte fast sagen: das einzige Kunstmittel in der Schilderung dieser Vorgänge. Der Mensch als solcher beherrscht das ganze Interesse des Dichters. Der mangelnde Natursinn wird hierdurch geradezu zu einer positiven Kraft, das fast gänzliche Fehlen von Schilderungen der belebten und unbelebten Umgebung ein positives Merkmal. Es ist als ob ein Turgenjew niemals in der russischen Litteratur gewesen wäre. Dostojewski hat gewissermaßen keine Zeit, den Blick frei umherzuschweifen zu lassen; das Auge ist immer mit ängstlicher Beflisshenheit auf das Allernächste gerichtet, um hier auch nicht die leiseste Nuance zu verlieren, nicht die geringste Bewegung ungesehen zu lassen. Der Leser hat mitunter die Empfindung, als ob er von einem geheimnisvollen Führer mitten in der Nacht durch einen dunkeln Wald geleitet und unaufhaltsam fortgezogen werde, während eine unruhig flackernde Fackel nach rechts und links grelle Streiflichter wirft; nur zuweilen öffnet sich eine Lichtung, auf der ein kurzes Halt gemacht wird. Man sieht sich plötzlich unter eine Anzahl sonderbarer und ziemlich erregter Personen versetzt, die gestikulieren und sprechen, sich gegenseitig anschreien und ansorschen, und deren Interessen man nicht gleich versteht. Die Handlung spielt sich meist vor einem gänzlich uneingeweihten Leser ab, die Motive der Personen sind in wäherender Handlung fast völlig verschleiert, werden dann aber nachträglich in räsonnierenden Gesprächen desto ausführlicher erörtert und bis ins kleinste aufgeklärt. Auf diese Weise wird eine ganz ungewöhnliche Spannung erzielt, die sich bis zu nervöser Ungeduld steigert und die das erlösende Wort mit einem Aufatmen der Erleichterung begrüßt. Auf einzelne Szenen sammelt dann Dostojewski seine ganze Kraft. Mit einem Schlage führt er plötzlich fast alle Personen seines Romans auf einen engen Raum zusammen, er läßt sie gruppenweise antreten und in Kotten hereinströmen, und der von langer Hand und vorsichtig aufgeschäufte Zunder fliegt dann explodierend in die Luft. Mit einem gewaltigen Finale schließt vor allem der erste Band. Ein Weib wird von drei Bewerbern zugleich bestürmt, und alle Anwesenden blicken mit Spannung auf ihre Entscheidung. Derjenige, mit dem sie sich offiziell verloben soll, wird brüest abgewiesen und schließlich auf eine wahre Folterprobe seiner Gesinnung gestellt: derjenige, den sie liebt, wird von ihr zu gut befunden, da sie sich selbst verachtet und ein treu liebendes Herz nicht unglücklich machen will; mit dem letzten endlich, vor dessen sinnlich angefachter Glut sie ein banges Grauen empfindet, verläßt sie in tumultuarischer Bewegung nach Mitternacht das Haus, um ihm überall hin zu folgen, wohin er sie führen mag.

Dieses Weib, Nastasja Filippowna, beansprucht neben dem „Idioten“, dem Fürsten Myschkin, das bedeutendste Interesse. Dostojewski hat in ihr eine jener von ihm besonders bevorzugten Figuren geschaffen, in denen eine äußere Verderbtheit mit der inneren Tüchtigkeit im Streite liegt. Sie ist als ganz unreifes Ding von ihrem gewissenlosen Vormund entehrt worden und kann diese Schmach, die ihr mit wachsenden Jahren immer tiefer ins Bewußtsein dringt, nicht überwinden. Sie sucht förmlich danach, sich vor sich selbst zu erniedrigen, und ist absichtlich in ihrem Auftreten anstößig, in ihrem Wort verlegend und selbst pöbelhaft, um nur immer neuen Grund zu erhalten, sich recht von Herzen verachten zu können. So sinkt sie nur desto tiefer, je weniger sie sich ihren ersten Fehltritt vergeben kann, und wird von der Welt naturgemäß entsprechend

behandelt. Einzig Fürst Myschkin, der Idiot, hat eine Vorstellung davon, wie zerrütet es in ihrem Inneren aussieht, und so bringt er der bedauernswerten „Wahnsinnigen“ eine vom Mitleiden eingegebene, fast mittelalterlich abergläubische Verehrung entgegen, welche der Welt als „Liebe“ gilt. Wird es ihm gelingen, Nastasja zu retten? Dieses ist die Frage, die im Mittelpunkt des pragmatischen Interesses steht. Nastasja hat unter all den quälenden Selbstvorwürfen, mit denen sie sich peinigte, doch in der geheimsten Tiefe ihres Herzens stets nach einem Menschen geschmachtet, der, „edel und einfältig“, eines Tages vor sie hintreten sollte und sagen: „Du bist unschuldig, Nastasja Filippowna, ich vergöttere Dich.“ Der Fürst ist dieser Mann. Wie die unselig Zweifelnde am Schlusse des ersten Bandes die rettende Hand von sich zurückstößt, ist bereits berichtet. Seitdem sehen wir sie hin und her schwanke zwischen ihrem Entführer, dem mehr und mehr gehaßten Rogoschin, und dem Fürsten, zu dem ihr ganzes Herz sie hinzieht, und von dem ihr Gewissen sie hinwegtreibt. Sie bekämpft ihre Leidenschaft so sehr, daß sie alle Mühen springen läßt, um dem Fürsten die Hand eines reichen und edlen Mädchens, Aglaja, zu verschaffen. Aber als die Verlobung zustande gekommen ist und die Vermählung bevorsteht, weiß sie in einem Zusammentreffen mit den Verlobten das Mitleiden des Fürsten derartig breitzuschlagen, daß sie ihn doch wieder zu sich hinüberzieht und ein Eheversprechen von ihm erhält. Kurz vor der Trauung jedoch, unmitttelbar an der Kirchenthür, stürzt sie, von widerstreitenden Empfindungen hin und her geworfen, in die Arme Rogoschins, der mit ihr das Weite sucht. Ein Glück freilich ist für die beiden nicht mehr möglich, und der desperate, zu jäher Gewaltthat neigende Rogoschin stößt der unverbesserlich Treulosen das Messer in die Brust. Der Charakter des Fürsten tritt darauf in das hellste Licht, wenn er an der Leiche der Geliebten dem Mörder vergeht, da er auch dessen seelische Zerrüttung tief durchschaut. Am Morgen nach der That wird er neben dem in Fieberkrämpfen sich windenden Rogoschin gefunden, wie er neben ihm sitzt und ihm sanft mit der Hand über die Haare streicht. Er ist wieder ganz zum Idioten geworden.

Das Idiotische im Fürsten ist von Dostojewski mit ganz besonderer Sorgfalt gezeichnet worden. Der russische Dichter gehört überhaupt dadurch vollständig zur modernen Schule, daß er das Psychologische bis ins Physiologische hineinverfolgt und auch vor der Darstellung des Pathologischen nicht zurückdreht. Das Anrecht des Dichters auf solche Schilderungen kann gar nicht bestritten werden, es müßte denn sein Anrecht auf möglichste Vertiefung der Charakteristik bestritten werden können. Seitdem aber durch den ungeheuren Aufschwung der Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert der Zusammenhang des seelischen Lebens mit dem körperlichen Organismus nicht nur im großen und ganzen klar geworden ist, sondern auch bis in tausend Einzelheiten sich verfolgen läßt, ist es geradezu undenkbar geworden, daß ein des Fortschrittes unserer Zeit sich bewußter Dichter die Lösung eines psychologischen Problems unternehmen sollte, ohne daß er sich die körperlichen Bedingungen, welche dabei ins Spiel kommen, nach besten Kräften klar gemacht hätte. Wieweit alsdann eine Darlegung derselben in die künstlerische Darstellung verwoben werden soll, ist lediglich eine Stilfrage, über die das Taktgefühl und das Naturell des jeweiligen Künstlers zu entscheiden hat. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Schilderung des Krankhaften von der heute am Ruder befindlichen Übergangskunst vielfach gar zu geüffentlich aufgesucht wird; aber die Erscheinung als solche ist in dem Grade historisch begreiflich, daß es sich nicht verlohnt, darüber in Harnisch zu geraten. Ein Ausgleich wird sich von selbst vollziehen, sobald die Errungenschaft erst gesichert ist.

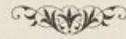
Im „Idioten“ sind die namhaft gemachten Hauptpersonen alle nach der einen oder der andern Richtung hin krank, und ihre Krankheit wird als Entlastungsmoment für die Verschuldungen, die sie auf sich laden, stark in Anspruch gebracht. Das Gleiche geschieht mit Personen zweiten Ranges. Ein junger, achtzehnjähriger Nihilist ist tuberkulos und unterhält sich zu-

weilen mit Blutspeien; er weiß, daß er früh ins Gras beißen muß, und dies erfüllt ihn mit innerem Ingrimm und entwickelt scharfe und tödliche Außenheiten bei ihm; er hat auf dieser Welt nichts zu verlieren, deshalb kann er ruchlos und radikal sein. Ein anderer — derselbe, welcher Nastasja um ihrer Mitgift willen heiraten wollte, obgleich er in eine andere verliebt war — ist von einem ohnmächtigen Ehrgeiz befeelt, während er von ungegesundem Zweifel ruhelos hin und her getrieben wird. Sehr kühl heißt es über ihn: „Das Ende vom Liede ist bei dieser Gattung von Menschen ein Leberleiden, das nach gewaltigen vergeblichen Kämpfen um den Ruhm der Originalität einzutreten pflegt.“ Daß in einem russischen Romane endlich Schnapstrinker und andere Säufer vorkommen, hat nichts Verwunderliches. Im General Zwolgin hat aber Dostojewski eine tragikomische Abart gezeichnet, wo sich in der Trunksucht eine an Münchhausen erinnernde Lügenhaftigkeit entwickelt hat, die zu manchen humoristischen Episoden, aber auch zu einem in seiner Lächerlichkeit doppelt erschütternden Ende Veranlassung giebt.

Am tiefsten sind körperliches Leiden und seelische Veranlagung in der Hauptperson miteinander verbunden. Der Fürst stammt aus einer verarmten degenerierten Familie von altem Adel. Er ist Epileptiker und dadurch in seiner geistigen Entwicklung zurückgeblieben. In der Schule des Leidens hat er auch für fremde Leiden sich das tiefste Verständnis erworben. Zudem er, gleichsam unbewußt, bei jedem Menschen nach der Ursache des Leidens forscht, entschleiert sich vor ihm, wie durch eine geniale Intuition, das Wesen der Dinge. Obgleich er arglos und leichtgläubig und in allen Interessenfragen leicht zu täuschen ist, sieht er doch, was allen verborgen ist, und es giebt keinen Menschen, der so verborgen wäre, daß er nicht die edle Seite bei ihm zu finden und ihn an dieser Seite zu fassen wüßte. Hartgefottene Sünder kommen wie die Kinder zu ihm, legen ihr ganzes Innere bloß und klagen sich an. Jeder weiß, daß er hier kein strenges Verurteilen, sondern mildes Verzeihen und Verzeihen findet. Nicht bloß glänzende und stattliche Erscheinungen wie Nastasja finden hier Vergebung, sondern auch abstoßende und gemeine, mit denen sich niemand befassen mag, und selbst Verbrecher, wie denn die letzten Gedanken eines zur Hinrichtung Geführten die Phantasie des Fürsten mehrfach beschäftigen. Am schönsten und reinsten zeigt sich diese Charakterseite in der Geschichte einer armen und schwindsüchtigen Dorftrulle, die auch einmal leben wollen und deshalb von allen Seiten Beschimpfung, Verleugung und Verhöhnung erinnetete, bis sich endlich der Fürst ihrer annahm, ihr die Liebe der Dorffinder erwarb und so zu einem ausgehönten, glücklichen Sterben verhalf. Diese Erzählung ist im Vortrag von einer Schlichtheit, Einfalt und Wärme, daß sie nur mit der Bibel zu vergleichen ist. Jesus, der Kinderfreund, Jesus, der Tröster der Armen und Bedrückten, ist das unzweifelhafteste Vorbild für den Fürsten, und für den „russischen Gott und den russischen Christus“ tritt er, d. h. Dostojewski, aufs lebhafteste ein. In ein stark religiös gefärbtes Slavophilentum läuft somit der Ideengehalt dieses Romanes aus. Der „russische Gedanke“, so heißt es, soll die Welt erobern und beglücken.

Wirklich, der „russische“ Gedanke? Die Frage verdient eine Prüfung. Dostojewski, der in seinem Idioten einen unzweifelhaften Vollblutrussen gezeichnet hat, entdeckt in demselben eine Ähnlichkeit mit Don Quijote. Er läßt seinen Helden sogar bildlich den „armen Ritter“ nennen, und die geistige Inferiorität verbunden mit Genialität des Herzens gemahnt beim Idioten gewiß stark an den Helden des Cervantes. Mich erinnerte der Fürst fast von seinem ersten Auftreten an an Wagners Parsifal. „Durch Mitleid wissend, der reine Thor!“ Ich wüßte nicht, wie der Idiot kürzer und treffender charakterisiert werden könnte. Und ist es nicht der Grundgedanke des Wagnerianismus, wenn Dostojewski sagt: „Das Mitleid ist das erste, vielleicht das einzige Grundgesetz für das Zusammenleben der Menschen?“ Gleichwie Parsifal überall ein Thor gescholten wird, so tönt es dem Fürsten auf Schritt und Tritt „Idiot!“

entgegen; aber auch bei ihm wird anfangs schon erkannt, und zwar von seinem späteren erbittertsten Gegner, daß er eine gleichsam heilige Sendung hat: „Leute wie Du sind die Auserwählten Gottes.“ Wesenhaft neu und uns Deutschen ungewohnt, so daß wir „erobert“ zu werden brauchen, ist also der russische Gedanke nicht. Wir werden ihn freilich in seiner Schärfe nicht annehmen, und wie Aglaja möchten auch wir mitunter dem Idioten zurufen: „Warum besitzen Sie keine Selbstachtung, keinen Stolz?“ Zum Schlusse möge indes gerechtere Weise betont werden, daß es etwas durchaus Verschiedenes ist, ob man, wie Richard Wagner, die Idee des Mitleides dem Schopenhauer entnommen, oder ob man sie, wie Dostojewski, in sibirischen Gefängnissen von der Not des Lebens selbst gelernt hat.



Strafredhtliche Betrachtungen.

Von

Amtsrichter Eugen Schiffer

II.

Auf keinem Gebiete macht die Krone von ihrem Begnadigungsrechte ausgedehnteren Gebrauch als auf dem des Zweikampfes.

Zwar tritt ein vollständiger Erlass der Strafe wohl nicht häufiger ein als bei anderen Straftathen; hingegen wird die Verbüßung zuerkannter Freiheitsstrafen von längerer Dauer gewöhnlich schon nach wenigen Monaten durch das Eingreifen der Gnade unterbrochen, und nur ausnahmsweise gelangen dieselben zu vollständiger Vollstreckung.

Die nächstliegende Deutung dieser konstanten Begnadigungspraxis, welcher man nicht füglich bestreiten kann, daß sie sich mit der Empfindung weiter Volkskreise deckt, würde zu der Annahme führen, daß die Justizverwaltung und die öffentliche Meinung zwar die Bestrafung des Zweikampfes selbst, nicht aber die Höhe der im Strafgesetzbuche bestimmten Strafen gerechtfertigt finden.

Zweifellos ist dies weder die Meinung der Regierung, noch die der Allgemeinheit. Wer das Duell überhaupt bestrafen will, wird sicherlich eine Festungshaft von einem Tage bis zu sechs Monaten für die Herausforderung und die Annahme derselben, von drei Monaten bis zu fünf Jahren für den Zweikampf selbst, nicht unter zwei Jahren für die Tötung im Zweikampf als eine sehr milde Ahndung betrachten, zumal die Praxis unserer Gerichte sich innerhalb dieser Grenzen nur mit großer Schonung und Zurückhaltung bewegt.

Dann kann aber jene Handhabung des Begnadigungsrechtes nichts anderes belegen, als daß Staat und Volk es gleich unerträglich finden, das Duell geradezu durch Stillschweigen des Gesetzes zu erlauben, — oder ihm durch wirkliche Bestrafung ernsthaft entgegenzutreten; daß jene Strafbestimmungen des Gesetzes nur Verlegenheitsmaßregeln sind, welche den einen Gesichtspunkt zum Ausdruck bringen sollen, während, wenn es sich um ihre thatsächliche Ausführung handelt, gar bald der entgegengesetzte hemmend dazwischen tritt; daß also die Bestrafung des Duells wesentlich nur markiert werden soll.

Mit ziemlicher Deutlichkeit haben dies denn auch ihrer Zeit die Motive zum Entwurf des Strafgesetzbuchs zum Ausdruck gebracht, wenn sie sagen:

Die Sitte, oder wenn man lieber will, die Unsitte des Duells hat sich noch immer stärker erwiesen als das geschriebene Gesetz, und diesem bleibt somit nichts anderes übrig, als sich gut oder übel mit der beschämenden Aufgabe abzufinden: seine Vorschriften über das Duell so einzurichten, daß sie einerseits mit den Geboten der Gerechtigkeit nicht in allzu schroffen Widerspruch treten und andererseits dem Bedürfnisse des Lebens ein wenigstens annäherndes Genüge leisten.

Das Duell ist hiernach das auf dem Boden der Sitte oder Unsitte, also der Selbsthilfe erwachsene Mittel zur Deckung eines Bedürfnisses, welches so stark ist, daß es, um befriedigt zu werden, über die Forderungen der Gerechtigkeit ebenso wie über die der Natur, der Religion, der Moral, der Vernunft hinwegschreitet, und daß es sogar den Staat als Organ des allgemeinen Rechtsgefühls zwingt, seine gegen diesen an sich unnatürlichen, gottlosen, unsittlichen, unvernünftigen und widerrechtlichen Akt der Selbsthilfe erlassenen Gesetze im großen und ganzen unausgeführt zu lassen.

Welches ist dieses Lebensbedürfnis? Offenbar nichts anderes als das Verlangen nach einem ausreichenden Schutze der persönlichen Ehre.

Nun ist es eine geschichtliche Wahrheit, daß die Selbsthilfe entsprechend dem Wachsen der Staatsgewalt mehr und mehr verschwindet und sich nur da erhält, wo die — an sich ungleich vollkommene — Hilfe des Staates nicht oder nicht ausreichend gewährt wird.

Ist das richtig, dann müßte aus dem Bestehen des Duellumwesens folgen, daß der seitens des Staates der persönlichen Ehre — in dem weiten, vornehmlich auch die Haus- und Familienehre in sich begreifenden Sinne gefaßt, in welchem der Begriff beim Duell gilt — gewidmete Schutz nicht genügend ist.

Wenn aber der staatliche Schutz der Ehre ein zu geringer ist, so trägt der Staat selbst die Mitschuld an der Fortdauer der Selbsthilfe, des Duells; und wenn er diese Mitschuld trägt — dann freilich ist es leicht erklärlich, warum er davor zurückweicht, die Übertreter seiner Duellgesetze ernsthaft bestrafen zu lassen.

Gebietend weisen uns also die regelmäßigen Begnadigungen der wegen Zweikampfs Verurteilten auf eine Prüfung unserer zur Bestimmung der persönlichen Ehre bestimmten Gesetze hin.

Was fördert eine solche Prüfung zu Tage!

Das Strafgesetzbuch scheidet von Gütern des Einzelnen außer der Ehre das Leben, die Gesundheit, die Freiheit, das Vermögen. Auf der Verletzung all dieser Güter steht für schwerere Fälle Zuchthausstrafe, — nur auf der Verletzung der Ehre nicht.

Wer mordet, wird mit dem Tode bestraft; wer einen Totschlag begeht, wer raubt, einbricht, brandstiftet, wer einen Meineid schwört oder einen Wechsel fälscht, wer im Rückfall stiehlt oder betrügt, hat Zuchthausstrafe oder doch langjährige Gefängnisstrafe verwirkt.

Hingegen für die Beleidigung erachtet das Gesetz Geldstrafe oder Haft oder Gefängnis bis zu einem Jahre; wenn sie mittels einer Thätlichkeit oder öffentlich begangen wird, Geldstrafe oder Gefängnis bis zu zwei Jahren; für die Verleumdung Gefängnis bis zu zwei Jahren, bei mildernden Umständen auch Geldstrafe; für die verleumderische Beschimpfung des Andenkens Verstorbener Gefängnis bis zu sechs Monaten, bei mildernden Umständen Geldstrafe; für Ehebruch Gefängnis bis zu sechs Monaten; für die Verführung eines unbescholtenen Mädchens unter sechzehn Jahren Gefängnis bis zu einem Jahre für ausreichend.

Welches Mißverhältnis zu jenen anderen Bestrafungen! Welches Mißverhältnis auch gerade zu jenen Ehrverletzungen, die regelmäßig den schweren Duellen zu Grunde liegen!

Oder sollen diese Strafen etwa auch genügen für den Freier, welcher ohne Grund einen anderen tödlich beleidigt, ihm einen lebenslänglichen Makel anhängt, ihn um Amt und Stellung, um seine geschäftliche Existenz bringt? Für den Verleumder, der heimtückisch sein Opfer umgarnt und im Verborgenen sein Gift spritzt? Für den Feigling, der einen wehrlosen Toten beschimpft, um das Herz seines Kindes zu treffen? Für den Glenden, der sich in eine glückliche Ehe eindringt und das Weib seines Fremdes, seines Kameraden, seines Kollegen berührt? Für den Vuben, der die Unerfahrenheit eines Mädchenherzens benutzt, um die kaum erblühende Jungfrau zu entehren?

Sollen diese Strafen eine Sühne sein für all die Menschenleben, all das Menschenglück, all die blutigen Thränen, welche solche Gesellen auf dem Gewissen haben?

Und sind solche Gesellen minder niederträchtig, minder verächtlich, minder gefährlich, minder strafwürdig als Mörder, Räuber und Diebe? Oder so selten, daß es gar nicht der Mühe verlohnt, sie im Gesetz zu berücksichtigen?

Die Römer gaben gegen jede bewußt rechtswidrige Handlung, welche den Ausdruck einer Mißachtung der fremden Persönlichkeit enthielt, also gegen jede Ehrverletzung in weitestem Sinne die *actio iniuriarum*, eine Klage, deren Durchführung den Verurteilten infam machte; sie gaben dem betrogenen Ehemann das Recht, den ertappten Ehebrecher einfach tot zu schlagen, wenn er sich nicht mit der Verbannung der beiden Übeltäter begnügen wollte. Mit kaum minder harten Strafen ging das Recht des Mittelalters bis tief in die Neuzeit hinein vor; und erst unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, das entgegen gesetzte Extrem zur Erscheinung zu bringen.

Wohl ist es der Berücksichtigung wert, daß es nicht selten im Wunsch und Interesse der Verletzten selbst liegt, ihre Schande tofchweigen und zwischen den vier Wänden ihres Hauses begraben zu können; daß es ihnen häufig nur neue Qualen bereiten würde, ihr Schicksal an das Licht einer lästerfüchtigen Öffentlichkeit gezogen zu wissen. Aber dieser Rücksicht ist dadurch Genüge geschehen, daß alle die angeführten Eingriffe in die persönliche und Familienehre nur auf Antrag gerichtlich verfolgt werden; warum hierüber hinaus durch die schwächliche Abgrenzung der Strafen es dem wahrhaft ehrliebenden Manne unmöglich machen, diesen Antrag zu stellen, die staatliche Hilfe in Anspruch zu nehmen?

Dem in der That — wenn der Staat dem Manne, dem seine Ehre höher steht und höher stehen soll als sein Leben, diese seine Ehre weniger schützt als sein Taschentuch und sein Silberzeug — dann kann er es diesem Manne nicht zumuten, mit einem solchen Schutze sich zu begnügen; dann kann er nicht von ihm verlangen, um eines solchen Schutzes willen der Selbsthilfe zu entsagen; dann darf er nicht darüber klagen, wenn derjenige, dem mit einem solchen Schutz gedient ist, in den Verdacht kommt, er schätze selbst seine Ehre nicht eben hoch.

Auch der Richter steht unter dem Banne dieser Anschauung; sonst ließe es sich kaum erklären, wie so die Praxis von jenen an sich so schwächlichen Gesetzen noch einen so überaus zaghafsten Gebrauch macht. Und alles das hat sich dermaßen in die Anschauungen und Gewohnheiten des Volkes eingegriffen, daß die angezogenen Gesetzesbestimmungen als wesentlich nur für die „niederen“ Stände gegeben empfunden werden, und die „besseren“ zunächst vielleicht verwundert aufschauen würden, wenn eine That mit langjähriger Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe bedacht wäre, bei der sie mit Befriedigung von dem Walten einer höheren Gerechtigkeit sprechen, wenn sie im Duell mit dem Tode geführt wird. —

Es ist also wahr — die regelmäßigen Begnadigungen der wegen Zweikampfs Verurteilten bedeuten, daß der Staat sich bewußt ist, an dem Notstande, in dem so viel Angeklagte mit gutem Grunde behaupten gehandelt zu haben, zum erheblichen Teile selbst Schuld zu tragen.

Dieser Notstand muß, soweit er sich auf den Inhalt unserer Gesetze gründet, beseitigt werden.

Dann wird zwar nicht sofort das ganze Duellumwesen verschwinden; denn eine jahrhundertlang gepflegte und im Kampf mit allen möglichen äußeren und inneren Hindernissen gestählte Sitte vermag aus eigener Kraft fortzuzistieren und verschwindet nicht sogleich, wenn ihr die berechnigte Unterlage entzogen.

Wohl aber wird der Staat sowohl seine Rechtsordnung im allgemeinen durch eine richtigere Würdigung des Wertes der Ehre und einen kräftigeren Schutz derselben verbessern, als auch insbesondere seine Stellung zu der Straftat des Zweikampfes klären, indem er den Herausforderer wie den Geforderten von der Selbsthilfe auf eine annehmbare Staatshilfe verweisen, und wenn sie trotzdem jene wählen, zum mindesten die zur Zeit auf dieselbe gesetzten Strafen in vollem Umfange aussprechen kann, ohne sich durch ihre nachträgliche Wiederaufhebung stetig selbst verhöhnen zu müssen.

III.

Die Bank der Geschworenen hat ausschließlich über die That- oder Schuldfrage, die der Berufsrichter über die Strafzumessungsfrage zu urteilen.

Diese strenge Scheidung, welche dem ganzen Schwurgerichtsverfahren zu Grunde liegt und allein seiner Bedeutung Genüge leistet, wird aber zu einer lediglich formalen, wenn das Gesetz für eine Strafthat nur eine absolut bestimmte Strafe kennt.

In solchen Fällen enthält der Wahrspruch der Geschworenen, durch welchen der Angeklagte für schuldig erklärt wird, in der Sache zugleich die Verhängung der Strafe; denn da auf dieser That nur die eine Strafe steht, so ist für ein selbständiges Eingreifen der richterlichen Mitglieder kein Raum mehr gelassen, vielmehr der schließliche Ausspruch des Strafurteils nur mehr eine rein mechanische Funktion.

Hier liegt die Gefahr am nächsten, daß die Geschworenen, anstatt sich ihrer Bestimmung gemäß nur darum zu kümmern, ob die ihnen unterbreiteten Thatfachen wahr sind und unter die Merkmale des Gesetzes fallen, zugleich die Strafe als die notwendige Folge ihres Wahrspruchs ins Auge fassen, gesetzwidrig auf denselben einwirken lassen und unter Umständen zu Fehlsprüchen gelangen.

Ganz besonders scharf tritt dies da hervor, wo es sich um das Verbrechen des Mordes handelt, für welches das Gesetz die absolut bestimmte Strafe des Todes ausgeworfen hat.

Die Geschworenen wissen, daß sie, wenn sie den Angeklagten schuldig sprechen, ein Todesurteil fällen, und wenn sie es nicht wissen sollten, belehrt sie sicherlich der Verteidiger hierüber, dem sogar das Reichsgericht die Befugnis zu einer solchen Kapitulation ausdrücklich bestätigt hat.

Nun wollen aber viele Geschworene überhaupt kein Todesurteil fällen: die einen, weil sie grundsätzliche Gegner der Todesstrafe sind, die anderen, weil sie wenigstens persönlich nichts mit der Verhängung derselben zu thun haben wollen.

Wieder andere sträuben sich im einzelnen Falle dagegen, ein Todesurteil auszusprechen, weil ihnen für diesen einzelnen Fall die Todesstrafe — ganz abgesehen von ihrer grundsätzlichen Berechtigung — zu hart erscheint; und in der That enthalten nicht gar selten die Persönlichkeit des Angeklagten, insbesondere seine Jugend, die Motive seiner Handlungsweise, das Verhalten des Getöteten schwerwiegende Milderungsgründe.

Alle diese Männer fühlen sich übereinstimmend — wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus — in ihrem Gewissen und in ihrer Rechtsüberzeugung dadurch bedrückt, daß für die überlegte Tötung das Gesetz nur und ausschließlich die Todesstrafe kennt. Sie würden wahrscheinlich unbedenklich, wenn neben derselben eine Freiheitsstrafe zur Wahl stände, den überführten Angeklagten auch des Mordes schuldig sprechen, — es den Richtern und ihrer moralischen Verantwortlichkeit überlassend, ob sie nun die Todes- oder die Freiheitsstrafe verhängen wollen; sie verneinen aber bei dem bestehenden Zustande nur zu oft ebenso unbedenklich trotz klarer Beweise die Schuldfrage — ganz oder wenigstens in Bezug auf das Thatbestandsmerkmal der Überlegung — lediglich um sich der vom Gesetz gezogenen, also notwendigen Konsequenz der richtigen Beweiswürdigung zu entziehen.

Wenn also die Fehlsprüche der Geschworenen da, wo es sich um Mord handelt, eine stehende Rubrik bilden, so befragt das nichts anderes, denn einen Protest der Volkmeinung dagegen, daß der Staat auf den Mord nur die absolut bestimmte Strafe des Todes gesetzt hat; und gerade um möglichst viel gerechtfertigte und der Vollstreckung werthe Todesurteile zu erzielen, wird sich der Gesetzgeber entschließen müssen, diese Beschränkung aufzugeben.

Der Prozeß, welcher im Schwurgerichtsverfahren einer absolut bestimmten Strafe gegenüber mit besonderer Stärke auftritt, vollzieht sich natürlich in schwächerem Maßstabe überall da, wo die Strafbestimmungen des Gesetzes, so weit sie sonst sein mögen, eine Strafart oder ein Strafmaß nicht enthalten,

welches die Volksseele für mehr oder minder zahlreiche Fälle des betreffenden Delikts als angemessen verlangt.

Nicht immer geschieht dies zum Vorteil des Angeklagten. So bei dem Verbrechen des Totschlags, der vorsätzlichen Tötung eines Menschen, welche — im Gegensatz zum Mord — nicht mit Überlegung, also im Affekt ausgeführt ist; eine That, die mit Zuchthaus- und Gefängnisstrafe in mannigfachen Abtönungen, aber nicht mit der Todesstrafe bedacht ist. Hier ist es vorgekommen, daß Geschworene mit Rücksicht auf die Schwere des Falls, nur um den Thäter auf das Schafott zu bringen, die Frage nach der Überlegung trotz des entgegenstehenden Beweisergebnisses bejaht haben. Es sei nur an den Fall des Alois Thiem zu Breslau erinnert, eines ganz vertierten Burfchen von geradezu unglaublicher Körperkraft, Betwegenheit und Robheit, welcher von Jugend auf die Verbrecherlaufbahn beschritten hatte und bei einem Zusammenstoße mit Nachtwächtern auf der Flucht mehrere derselben über den Haufen schoß, auch bei seiner demnächst erfolgten Verhaftung eine Anzahl Personen schwer verwundete. Der Mensch mußte seiner Gefährlichkeit wegen, entgegen den Vorschriften der Strafprozeßordnung, dem Schwurgericht in Ketten vorgeführt werden und gefesselt bleiben. Trotzdem es nun mehr als zweifelhaft war, ob er nicht bloß des Totschlags unter den erschwerten Umständen des § 214 St.-G.-B. (Totschlag bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen) schuldig war, bejahten doch die Geschworenen die Frage nach Mord — unter dem Beifall der gesamten, erleichtert aufatmenden Bevölkerung, welche durch die bloße Existenz des Verbrechers sich geängstigt fühlte und dringend verlangte, daß ein solcher Unhold von der Erde vertilgt werde. Derartige Fälle aber dürften bei der stets zunehmenden schaurigen Verwilderung unseres großstädtischen Pöbels, welcher bei jedem Streit sogleich mit Messer und Revolver bei der Hand und ebenso gleichgültig gegen das Leben seiner Mitmenschen als abgestimmt gegen die humanen Freiheitsstrafen unseres Zeitalters ist, nicht vereinzelt sein oder bleiben; sie werden immer mehr Fehlsprüche der bezeichneten Art zeitigen, zugleich aber den in denselben sich kund thnenden Wunsch des Volkes rechtfertigen, daß dem Richter wenigstens die Möglichkeit gegeben werde, in besonders schweren Fällen auch bei Totschlag auf die Todesstrafe zu erkennen.

Ähnliche Erscheinungen bieten im Rahmen des schöffengerichtlichen Verfahrens die Straftaten des Diebstahls und des gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs dar.

Sehr häufig stoßen sich die Schöffen daran, daß der Diebstahl ausschließlich mit Gefängnis — nicht auch mit Geldstrafe — belegt ist. Wie oft kommen aber auch blutjunge, sonst unbescholtene Menschen auf die Anklagebank, welche im Raufch, im kindischen Übermut, im Leichtsinne irgend einen fast wertlosen Gegenstand weggenommen haben, welche dies bereits bitter bereuen — und nunmehr für ihr ganzes Leben einhergehen sollen behaftet mit dem Merkmal der Schande, gefesselt zu haben! Hier verlangt das gesunde Rechtsgefühl des Volkes die Zulässigkeit einer Geldstrafe, wie sie für Unterschlagung und Betrug vorgesehen ist; und da das Gesetz sie nun einmal beim Diebstahl nicht kennt, offenbart es sich trotz aller Belehrungen des vorsitzenden Richters in „Fehlsprüchen“, welche dieser selbst — sei es nun, daß fälschlich Unterschlagung anstatt Diebstahls angenommen ist, sei es, daß kurzweg die Strafe für den Diebstahl auf eine Geldbuße normiert ist — zähneknirschend als Sprüche des „Gerichts“ verkünden muß.

Den Hausfriedensbruch bestraft das Gesetz mit Gefängnis und Geldstrafe; wenn er aber von mehreren gemeinschaftlich begangen worden, nur mit Gefängnis nicht unter einer Woche. Und doch ist die Entstehung und der Verlauf eines solchen gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs häufig, vielleicht regelmäßig überaus harmlos, — jedenfalls nicht schlimmer als beim einfachen Hausfriedensbruch. Ein Freund geht mit dem andern zum Biere, oder er nimmt sich ihn als „Zeugen“ mit, weil er seinen Schuldner mahnen, seinem Mieter kündigen, seinen Wirt um die Herausgabe der zurückbehaltenen Sachen angehen will. Er gerät mit dem Haus- oder Kneipewirt,

dem Schuldner oder Mieter in Streit; ein Wort giebt das andere; die ominöse Aufforderung zum Verlassen des Raumes wird ausgesprochen — zum ersten-, zum zweitenmal; aber jener muß noch etwas erwidern, er will ohne Geld nicht weggehen, er möchte erst sein Bier austrinken, — der gute Freund, der dem ganzen Vorgang gewöhnlich als stumme Person gefolgt ist, harret bei ihm aus, — und der gemeinschaftliche Hausfriedensbruch ist fertig, die einwöchige Gefängnisstrafe verwirkt. Da springt denn nicht selten wieder der Fehlspruch der Schöffen ein, — regelmäßig freilich mehr mit gutem Willen als mit großem Erfolge; denn noch giebt es eine Berufung auf Erden.

Die bisher gewählten Beispiele betrafen die Nichtübereinstimmung der öffentlichen Meinung mit den vom Gesetz aufgestellten Strafsätzen; indes auch die Thatbestände, die Schuldfrage führen zu Fehlsprüchen dieser Art. So bei dem Vergehen der Körperverletzung. Ich sehe, wie ein roher Burche ein kleines Mädchen prügelt oder ein Tier quält, und verabsolge ihm eine Maulschelle; ich treffe ein paar Jungen auf dem Eisenbahndamm sich kurz vor dem heranbrausenden Zuge herumjagen, fasse sie, da all mein Rufen und Schreien nur verlächt wird, eben noch rechtzeitig und nicht ohne eigene Gefahr ab und gebe ihnen einen handgreiflichen Dentsettel; ich ertappe endlich einmal den Menschen, der mir jede Nacht die Apfel vom Baume stiehlt, und lasse ihn mit meinem Stocke Bekanntschaft machen; ich komme gerade hinzu, wie der Sohn meines Nachbarn trotz aller meiner Warnungen wiederum meinen bisfigen Rettenhund neckt, und nehme ihn dafür an den Ohren, — ja in allen diesen Fällen mache ich mich zweifelsohne einer nach den Gesetzen strafbaren Körperverletzung schuldig. Zwar wird der Staatsanwalt der Regel nach ebensowenig einschreiten, als er, soweit bekannt geworden, nach denen geforscht hat, welche jenen Alois Thiem bei seiner Ergreifung „gemeinschaftlich und mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung,“ also sogar unter den erschwerenden Umständen des § 223a St.-G.B. gemißhandelt, nämlich halb tot geschlagen haben; wohl aber steht die Privatklage den Verletzten und vor allen Dingen, wenn sie minderjährig sind, ihren Vätern offen, denselben Vätern, welche mich verhöhnt und beschimpft haben, wenn ich sie ersuchte, dem Unfug ihrer Söhne zu steuern. Gerade den jugendlichen, noch strafmündigen Knaben gegenüber ist der ruhige Bürger am schutzlosesten! Wenn die Schöffen alsdann gegen das Gesetz freisprechen, rechtfertigen sie diesen Fehlspruch nicht selten damit, daß sie im gegebenen Falle genau ebenso handeln würden wie der Angeklagte; und der Richter, der vielleicht ähnlich denkt, wird sich sagen müssen, daß diese ungesetzliche Entscheidung, welche das Verlangen des Volkes zum Ausdruck bringt, verdiente Züchtigungen, d. i. Körperverletzungen, welche — zumal Unervachsenen gegenüber — aus Anlaß eines den Gesetzen oder den guten Sitten zuwiderlaufenden Verhaltens auf der Stelle und in vernünftigem Maße erfolgen, straffrei zu lassen, — daß diese Entscheidung mit der Gerechtigkeit und den wahren Bedürfnissen des Lebens in besserem Einklang steht als das Gesetz, gegen das sie verstößt.

Damit sei es genug der Beispiele. Nicht als ob dieselben nicht noch vermehrt werden könnten; aber die gewählten genügen, um zu zeigen, daß auch Einrichtungen und Zustände, welche zunächst nur Mißbildungen und Auswüchse am Organismus der Rechtspflege zu sein scheinen, nicht lediglich als notwendige Übel zu gelten brauchen, sondern auch dazu bestimmt und befähigt sein können, demselben neue, verzügende Lebensäfte zuzuführen.



Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Spielhagen.

✻

(Schluß.)

Vertrieb uns aber die rauhe Jahreszeit aus Hof und Garten, war dem Schnee und Eis mit Pefschlitten und Schlittschuhen nichts abzugewinnen, oder die Lust an solchem Sport gebüßt, so brauchte deshalb dem Spieltrieb um seine Befriedigung nicht bange zu sein. Er hatte sich nur noch inniger mit seiner holden Schwester Phantasie zu verbinden, um mit ihrer Hilfe sich eine Welt zu schaffen, schöner als die Märchen aus Tausend und eine Nacht, bunter als die Abenteuer in Don Quixotes Ritterbüchern. Wer vermöchte zu sagen, was durch die Seele des Kindes geht, wenn es unter dem Weihnachtsbaum seinen Bauernhof aufbaut mit den strohgedeckten Ställen, deren bemalte Thüren sich niemals öffnen; dem Brunnen, dessen Wasser ewig in den Trog läuft, ohne ihn zu füllen; den Schafen, die so groß sind wie die Kühe; den Menschen, die so klein sind wie die Schafe; den Bäumen, die in der Natur nichts ihnen Ähnliches, geschweige denn ihresgleichen haben; und auf all die idyllische Herrlichkeit die Lichter herabscheinen, die aber gar keine Lichter sind, sondern die liebe Sonne selber, die furchtbar heißbrennt und den blauen Schatten, den glücklicherweise der unterste Tannenzweig wirft, zu einer wahren Wohlthat für Mensch und Vieh macht? In welchen Schlachten alter oder neuer Zeit ging es so heiß her, wurden so kühne Frontangriffe gemacht, so schlau erfommene Flankenmärsche ausgeführt, wie in den Feldzügen der bleiernen Armeen des Knaben, der, zeusgleich, über dem Graus thront und mit gerechten Händen das Schicksal der kämpfenden Parteien abwägt? In welcher mittelalterlichen Ritterburg klaste das Verließ so tief, waren die Treppen so steil, die Säle so hoch, als in der, welche er sich aus seinen Bauklößen türmt? Friedliche Bauernhöfe, wilde Bleisoldatenschlachten, stolze Ritterburgen — durch den Dämmer, den ein halbes Jahrhundert über euch breitete, — wie so deutlich sehe ich euch! Vor allem die Burgen, in deren sinniger und kühner Konstruktion ich, wie es scheint, Ungewöhnliches geleistet habe. Denn es geschah wohl, daß ein und der andere Wunderbau selbst den Erwachsenen Interesse abgewann. So erinnere ich mich, daß einst der Vater mit einem zugereisten Freunde, der noch dazu ein Großwürdenträger seines Faches war, vor einem solchen Werke meiner Hand stand, und höre den hohen Fremden — mit einem Wink der Augen nach mir — zu dem Vater sagen: Das wird einmal ein Meister in unserer Kunst werden. Eine Prophezeiung, die, wie jene des guten Magisters der Vorbereitungschule, mit anderen Prophezeiungen das Schicksal, nicht in Erfüllung zu gehen, gewissenshaft teilen sollte.

Wenn so, wie bemeldet, der Knabe dem angeborenen, durch die zeitweilige, ihm in der Schule gewährte Miße begünstigten Spieltrieb in schier ausschweifender Weise nachgab, so scheint das in Widerspruch zu stehen mit dem frühreifen Ernst der Lebensauffassung, — falls dieser Ausdruck hier verstatet ist, — von dem ich oben sagte, daß er mir von Kindesbeinen an eigen gewesen sei, und der sich auch in der ehrbaren, treuen Erfüllung der an mich herantretenden Pflichten, welcher Art sie nur sein

modten, äußerte. Als kaum oder noch weniger vereinbar mit dieser ersten und fast melancholischen Grundstimmung meines Gemütes möchte sich aber eine Neigung herausstellen, die sich jetzt in mir zu regen begann oder doch kräftiger geltend machte, und von der ich ausführlicher berichten muß, weil sie mir nicht nur durch mein ganzes Leben treu geblieben ist, sondern sich in der Folge als die ruling passion meiner Seele erwies. Hat.

Diese Neigung, vielmehr, wie ich sagen muß: Nötigung aber war, das mich umgebende Leben in seinen verschiedenartigen Erscheinungen nicht so zu lassen, wie es sich sinnfällig darstellte; die eigenen Erlebnisse nicht so zu nehmen, wie sie in Wirklichkeit sich zugetragen, sondern aus allem und jedem etwas anderes zu machen, das nicht sinnfällig und nicht wirklich war und seine Existenz nirgend hatte als in der Phantasie. In meiner Phantasie, die, über den wohlgefügteten und soweit auch begriffenen Zusammenhang der Dinge hinausgreifend, sich an den Möglichkeiten ergötzte, die auch wieder zu Wirklichkeiten sich verdichtet haben würden, wenn dies oder jenes sich dazwischen geschoben hätte, ein drittes und viertes dazu getreten wäre. Dabei war das Eigentümliche, daß diese lustigen Gebilde sich nie ins Nebelhafte verloren, nie zu einer leeren Phantasie ausarteten, vielmehr sich an die Wirklichkeit hefteten, aus ihr die Nahrung zogen und sich so auch der Glaubwürdigkeit derselben teilhaftig machten. Diese Glaubwürdigkeit meiner Erfindungen wurde unterstützt durch die Gelassenheit, mit der ich sie vortrug, so daß nicht nur die Schul- und Spielkameraden mein leichtes Opfer wurden, sondern auch die Erwachsenen sich unschwer einfangen ließen. Dabei lag mir nun nichts in der Welt ferner, als meine Hörer täuschen, ihre Gläubigkeit mißbrauchen zu wollen; auch beabsichtigte ich in keiner Weise, mich als Helden aufzuspielen. Ich erzählte das so müßelos hin, wie ein musikalisches Kind seine Finger über die Tasten eines Klaviers nach hübschen Läufen und wohlklingenden Accorden schweifen läßt. Es war die reine Spielerei, nur auf ein anderes Gebiet übertragen, und hatte mit der bewußten Lüge nichts gemein. Vor ihr, die es immer für den Lügner auf einen Vorteil abgesehen hat, der meistens zu einem Nachteil für den Belogenen ausschlägt, hatte ich vielmehr den tiefsten Abscheu, und ich erinnere mich noch schauernd des Schreckens, der mich überfiel, als ich zum erstenmal eine wirkliche, gemeine Lüge von einem Kameraden ausgehen hörte. Ich traute meinen Ohren nicht; mir war, als ob der Boden, auf dem ich stand, schwankte, ein gähnender Abgrund vor mir sich öffnete.

Will nun jemand in diesem unüberewindlichen Gange des Knaben die ersten Regungen der Dichternatur sehen, so habe ich für mein Teil nichts dagegen; bin vielmehr der Meinung, daß die Lust zum Fabulieren allerdings der Ausgang alles poetischen Wirkens, die Quelle gleichsam ist, mit deren Wässern sich freilich noch die vieler, vieler anderer vereinigen und mischen müssen, bis sie zu dem befruchtenden Strome echter Poesie wird. Es ist da eben, umgekehrt wie in anderen Dingen, der Anfang leicht, die Folge schwer, und das Ende nur in einem selten glücklichen Falle erreichbar.

Daß aber jene phantastischen Spiele und die mit den Dingen der Wirklichkeit spielende Phantasie auf einen Versuch hindrängen mußten, der dem eigentlichen dichterischen Schaffen schon einen guten Schritt näher kommt, sollte sich gar bald erweisen.

Zu den Requiriten der von mir mit immer neuer Lust

geübten Spiele hatte selbstverständlich auch ein Theater gehört. Kein regelrechtes Puppentheater, wie jenes, von dem Wilhelm Meister der müden Liebsten schwärmend berichtet: ein ganz gewöhnliches nur, wie man es in den Spielbudenläden um ein geringes ersteht: von anderthalb Quadratfuß Bühnenfläche mit einem Vorhang aus rotem Baumvollszeug, in Zapfen drehbaren Couliissen, deren eine Seite ein Zimmer, die andere einen Wald darstellte, und dem obligaten wechselreichen Hintergrunde. Die Figuren wurden aus Silberbogen geschnitten, die vorher auf Pappe geklebt und mit einem Firnis überzogen waren, vermittelt dessen die Wallenstein, Wilhelm Tell e tutti quanti ein schönes, glänzendes Aussehen bekamen, wenn sie sich nun, hinten durch einen angeleimten „Kloß“ zum Stehen gebracht, von oben durch eingehakte Drähte dirigiert, im Licht von ein paar zwischen den Couliissen brennenden Talglichtstümpfchen präsentierten. Das Repertoire wechselte ab zwischen Einaktern, die irgend einem „Kinderfreund“ entnommen waren, und mehr oder weniger großen Fragmenten der Schillerschen Dramen, unter denen sich wieder „Die Räuber“ einer verdienten Bevorzugung erfreuten. Ich muß indessen dieser Vorstudien bald überdrüssig geworden sein; es hat auch wohl die Anregung des wirklichen Theaters mitgewirkt, das ich ein und das andere Mal in Begleitung der Eltern besuchen durfte, — jedenfalls fühlte ich mich, als ich etwa zwölf Jahre zählte, getrieben, selbst ein Drama zu verfassen, dessen Ausführung ich nicht den Pappfiguren, sondern mir selbst und den Brüdern und Bekannten anvertrauen wollte.

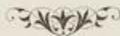
Ogleich ich nun vermute, daß ich dieses mein erstes Werk nicht wohl in meine „gesammelten“ aufnehmen könnte, bedauere ich doch lebhaft den vermutlich schon früh erfolgten Verlust des Manuskripts. Ich bin nämlich infolge desselben in der traurigen Lage, dem Leser nicht einmal den Titel des Stückes mitteilen und von seinem Inhalt die nötigen genauen Angaben machen zu können. Nur soviel ist mir im Gedächtnisse geblieben, daß es sich um zwei Jugendfreunde handelte, von denen der eine ein höchst edler Mensch war und Richard von Hinzendorf hieß, während den Namen des andern die Nacht der Vergessenheit deckt. Gerechterweise muß er doch ein spottschlechter Kerl gewesen sein, er, der es fertig brachte, den edlen, ihm völlig vertrauenden Freund, ich weiß nicht um was alles, ganz gewiß aber auch um das von ihm heißgeliebte Mädchen zu betrügen! Was wäre dem Edlen da anderes übrig geblieben, als unter die Räuber zu gehen und nach vielen und mannigfachen, nun wohl unausbleiblichen Graus für Freiheit und Geliebte zu sterben im Kampf gegen die von dem verräterischen Freunde geführten Häscher, nachdem er selbstverständlich vorher sein gutes Schwert mit dem Herzblut des Schändlichen gerötet.

Litterarhistoriker, die nicht leicht eine Lücke in der Geschichte des geistigen Lebens lassen, werden aus dieser Inhaltsangabe den Schluß ziehen, daß das verloren gegangene Werk zweifellos zu jenen gehöre, welche Schillers Erstlingsdrama im nachahmenden Gefolge hatte. Ich möchte mich ihrer Meinung anschließen, vielleicht noch mit der kühnen Konjektur, daß von dem Ganzen wieder die Episode des Kosinsky dem jugendlichen Dichter vorgeschwebt habe, der dann aber doch den ihm von seinem Vorgänger übermittelten Stoff nicht ohne eine gewisse, in Anbetracht seiner jungen Jahre doppelt löbliche Kühnheit zu etwas zu gestalten wußte, das einer relativen Selbständigkeit nicht durchaus ermangelt.

Glücklicherweise vermag ich über den Verlauf der „Premiere“ noch einiges Wenige mitzuteilen.

Sie fand in der Kinderstube statt, welchen traulichen Namen das den jüngeren Geschwistern eingeräumte Gemach behalten hatte, obgleich das jüngste bereits ein derber Junge geworden und heute abend sogar mit einer Statistenrolle betraut war. Die Bühne nahm den hinteren Teil des Raumes ein; der Vorhang bestand aus zwei großen Tischtüchern; die Coullissen waren Bettschirme, ausgehobene Thürflügel u. s. w., alles schicklich drapiert und dekoriert. Über die Darsteller habe ich bereits berichtet. Das Publikum war nur klein, aber aus den Eltern, einer Anzahl befreundeter Herren und Damen und dem Dienstpersonal für unsere Zwecke aufs glücklichste gewählt. Man sorgte nicht mit dem Beifall, welchen die Vorstellung auch verdiente, die soweit glatt verlief, nur daß die Maschinerie nicht immer korrekt funktionierte und im dritten Akte eine unliebame Episode stattfand, welche durch den Mangel an Disziplin eines der Darsteller veranlaßt wurde. Damit verhielt es sich folgendermaßen.

Wie auf der antiken und der alten englischen Bühne die Frauenrollen von jungen Männern dargestellt wurden, so in unserem Falle von Knaben. Die überaus schwierige Rolle der Heldin war einem gewissen Konrad v. K. wegen seiner schwarzen, glänzenden Augen und der schönen Farbe seines Gesichts anvertraut worden. War es nun das Frauenkostüm, das ihm immer wieder lächerlich erschien, war es die angeborene Lustigkeit, die sich nicht bändigen ließ, — schon während der beiden ersten Akte hatte er durch die lässige Art, mit der er seine tragische Rolle nahm, meinen Unwillen erregt. Ich hatte ihn während des zweiten Zwischenaktes ernstlich ins Gebet genommen, und er hatte feierlich Besserung gelobt. Wie sollte mich nun nicht der Schmerz, zuletzt der Zorn überwältigen, als in der großen Scene des dritten Aktes seine lustige Ungebühr nur noch stärker hervortrat, die schwarzen Augen vor Schelmerei zwinkerten, die vollen Wangen in jener verdächtigen Weise juckten, welche dem Ausbruch eines Gelächters unmittelbar vorauszugehen pflegt. Ich konnte es nicht länger mit ansehen. Aus der Coullisse, hinter der ich, souffliert, stand, herausfahren, dem guten Jungen eine schallende Ohrfeige versetzen und wieder hinter die Coullisse verschwinden — es war das Werk eines Augenblicks, dessen ich mich jetzt herzlich schäme. Aber nur wer, zugleich Dichter, Direktor, Regisseur, Souffleur, Darsteller der Hauptrolle eines Stückes, die erste Aufführung in grimmigster Gefahr gesehen hat, an der Unfähigkeit oder Triviolität eines Mitspielers aufs greulichste zu scheitern und dabei kaltblütig geblieben ist — er allein hat das Recht, einen Stein auf mich zu werfen.



Noch einmal die „Freie Bühne.“

Von

Ludwig Fulda.

Also, wir sind wirklich Verbrecher oder zum mindesten Verschwörer, wir Leute von der „Freien Bühne.“ Wir sind eine unheimliche Gesellschaft, ein Häuflein Fanatiker oder was sonst. Wir stehen im Begriff, das Theater, das bisher nur dem Schönen, Wahren, Guten geweiht war, zum Tempel der Schamlosigkeit zu machen. Wir haben so seltsame Augen, daß

wir vom Leben nichts sehen als den Schmutz, wir Bedauernswerten. Wir wollen dem Not endlich die verdiente Apotheose zu teil werden lassen. Und alle Mehrmaschinen sind entrüftet.

„Die Kunst soll . . .“ „Die Kunst darf nicht . . .“ „Es kann nicht Aufgabe der Bühne sein . . .“ Ich weiß nicht, ob ich mehr die Kühnheit oder die Weisheit solcher Aussprüche bewundern soll. Wenn ich nur eine Ahnung hätte, woher die Leute so genau wissen, was die Kunst soll, und was sie nicht soll! Wenn ich nur dahinterkäme, wo das geschrieben steht! Wenn ich nur die Gehekestafeln finden könnte, auf denen ein für allemal das Gebiet künstlerischen Schaffens und Gestaltens in zehn Gebote eingepfercht ist! — Die Kunst soll! Bis jetzt hat jeder neue große Künstler bewiesen, daß die Kunst noch etwas anderes soll, als man bisher geahnt hat. Bis jetzt hat jeder neue Meister gezeigt, daß die Kunst alles soll, was sie kann.

Mein persönlicher Standpunkt hat mit der Sache, die ich verteidigen will, gar nichts zu thun. Dennoch schicke ich ein Glaubensbekenntnis voraus, weil ich sonst fürchten müßte, mißverstanden zu werden. Ich bin kein Naturalist. Ich bin es weder in meinen theoretischen Ansichten, noch in meiner Produktion. In der letzteren schon deshalb nicht, weil das sogenannte Dichten keineswegs Prinzipienfrage, sondern ausschließlich Sache des Naturells ist. Turgenjew sagt einmal: „Wo es sich um schriftstellerische Thätigkeit handelt, leistet man niemals das, was man will, sondern das, was man kann — und so weit es einem gelingt.“ Dieser große Künstler wußte also, daß Kunst von Können kommt, nicht von Sollen. — Theoretisch gesprochen, bin ich deshalb kein Naturalist, weil ich fest überzeugt bin, daß dasjenige, was man Naturalismus nennt, gar nicht existiert. — weder als Kunstgattung noch als geschlossener Begriff. So ist es immer gegangen: Wenn ganz verschiedenartige neue Erscheinungen gleichzeitig in die Welt treten, Erscheinungen, die nichts Gemeinsames haben als eben die Neuheit, so zwingt ihnen das menschliche Urtheil, welches immer lieber subordiniert als koordiniert, die Gemeinsamkeit eines Schlagwortes auf. Ein solches Schlagwort ist „Naturalismus.“ Ganze Bibliotheken sind um dies Wort herum geschrieben worden, und doch giebt es keinen einzigen Menschen, der genau wüßte, was es bedeutet. „Der Naturalismus will die Wahrheit.“ Die wollte schon Homer. „Er will die Natur.“ Die wollten alle echten Poeten. „Er sieht die Welt pessimistisch.“ Das that schon Buddha. „Er steht auf dem Boden der Wissenschaft.“ Da stehen auch die Verfasser kulturhistorischer Romane. Mit einem Wort, auf diesem Wege wird man das Neue im sogenannten Naturalismus nicht entdecken. Das Neue liegt einfach darin, daß einige schöpferische Genien aufgestanden sind, welche Welt und Leben mit eigenen Augen angesehen und dargestellt haben. „Einseitig!“ höre ich rufen. Ja gewiß, einseitig. Kein Künstler sieht, während er darstellt, zwei Seiten. Kein Maler sieht die Landschaft, die er vom Thal aus aufnimmt, zugleich auch vom Berge. Kein Mensch sieht abwechselnd den Mond von der Erde aus und dann wieder die Erde vom Monde. Das vermag nur die Berechnung der Wissenschaft; die nachgestaltende Phantasie vermag es nicht. Die sieht die Dinge von vorn oder von hinten, von oben oder von unten. Und gerade darin liegt die ewige Triebfeder aller Kunstentwicklung, daß Menschen und Dinge eine Zeitlang von rechts und dann wieder eine Zeitlang von links angeschaut werden. Der einzelne Künstler zeigt uns die Wahrheit immer nur im Profil, aber so scharf, so deutlich, daß wir sie in der gesamten Kunst en face sehen. Die Wissenschaft bewegt sich in einer aufsteigenden Linie; die Kunst bewegt sich in Gegenätzen, in einem Zickzack zwischen Ja und Nein, zwischen Schwarz und Weiß. Und was haben die Schulmeister aller Zeiten gethan? Sie haben die Kunst bei Schwarz zurückhalten wollen, wenn sie auf Weiß wollte, und haben sie für Weiß vereidigt, wenn sie wieder Lust zum Schwarzen bekam. Die Kunst hatte in beiden Fällen recht, die Schulmeister in keinem.

Wenn man heutzutage die Meister des Naturalismus

nennt, so nennt man Turgenjew, Zola und Ibsen. Schon diese drei Namen sind in ihrer Zusammenstellung ein schlagender Beweis für meine Behauptung, daß es keinen Naturalismus giebt. Diese drei Dichter sind geradezu durch weite Klüfte voneinander geschieden, und sie wären keine großen Dichter, wenn sie einander näher stünden. Ähnlich sehen sich nur die Kleinen, die Großen nie. Jeder von diesen dreien hat mächtig gewirkt; denn in jedem fühlte man eine Kraft, die aus dem Urstoffe schuf. Jeder von ihnen hat zahlreiche Nachahmer begeistert. Nachahmer sind niemals Künstler; denn ein Künstler ahmt nichts nach als die Natur. Diese Nachahmer erstehen das mehr oder weniger fehlende Talent durch Corpsgeist und thaten sich als eine Schule auf. Sie glaubten da ein neues Prinzip zu sehen, wo nur eine neue Schöpferkraft war; sie ahnten nicht, daß jeder wahre Künstler sein eigenes Prinzip ist, daß jeder Genius selbstherrlich ruft: *«L'état c'est moi,»* und so riefen sie nur: *«L'école c'est nous.»*

Ich für mein Teil gehöre keiner Schule an, und am allerwenigsten dieser. Und soviel ich weiß, gehört niemand ihr an von denjenigen, welche die Gründung der „Freien Bühne“ anregten und durchsetzten. Aber wir alle fühlen und sehen, daß große Geister emporgewachsen sind und neue Pfade betreten haben. Wir brauchen gar nicht mit ihnen einverstanden zu sein, um sie zu bewundern. Wir brauchen ihre Wege gar nicht für die richtigen zu halten, um uns der trotzigen Kraft zu freuen, mit der sie auf diesen Wegen einhererschreiten. Ja, wir können sogar glauben, daß sie verirrt sind, und können auch dann noch unendlich viel von ihnen lernen. Denn in der Kunst ist der Irrtum eines Genies oder eines originalen Talentes weit, weit lehrreicher als die tausendmal dagewesene Wahrheit der Mittelmäßigen. Und deshalb sind wir weder so unduldsam noch so vermessen, um ihnen zuzurufen: „Hier ist der einzige Weg, der zum Ziele führt.“ Sondern weil wir wissen, daß zu diesem Ziel unzählige Wege führen, darum wollen wir sie ihre eigenen Wege gehen lassen, wie wir selber die unsrigen gehen.

Wir fühlen und sehen, daß sich langsam und allmählich eine neue Kunst vorbereitet. Der Naturalismus ist diese Kunst noch nicht; er ist nur einer von ihren Ansätzen. Die wissenschaftlichen Fortschritte des Jahrhunderts haben den Horizont der Menschheit erweitert und ihren Blick vertieft. Wir alle sehen mit anderen Augen als unsere Großväter, und die Kunst fängt gleichfalls an, mit anderen Augen zu sehen. Es wäre eine sehr unhistorische Auffassung, zu glauben, daß diese sich erst vorbereitende Kunstperiode sogleich auf ihrem Höhepunkte begänne. Turgenjew, Ibsen und Zola können schon deshalb keine Klassiker sein oder werden, weil sie Vorläufer sind. Sie sind der Morgen, nicht der Mittag. Sie sind vielleicht — solche Parallelen dürfen nie zu streng genommen werden — sie sind vielleicht die Stürmer und Dränger, denen erst nach Generationen die Klassiker folgen. Jede Sturm- und Drangperiode ist radikal, nicht allein in der Kunst. Jede neue Idee hat ein revolutionäres Jugend und ein konservatives Alter. Die Ausschreitungen, von denen auch jene Großen nicht frei sind, das sind eben die Jugendstürme, die „Frühlingswogen.“ „Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet, es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein.“ Nun, wir freuen uns, daß zu den alten guten Weinen, die schon unsere Väter begeisterten, neuer Most gekommen ist. Diejenigen aber mögen sich ärgern, welche nicht begreifen können, daß der Most nicht gleich als Wein auf die Welt gekommen, und noch weniger, daß die ältesten Jahrgänge alle auch einmal Most gewesen sind.

Also, ein Neues bereitet sich vor. Wir wissen noch nicht, was daraus werden will; aber wir wissen, daß es schon lebt und atmet. Wer das leugnet, der muß wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand stecken. Und eigentlich leugnet es auch niemand. Zola ist ja ein Modeschriftsteller geworden und ist heute salonfähig. Ibsen wird mit Leidenschaft überall gelesen. Von Turgenjew ganz zu schweigen. Kein Mensch, nicht der wütendste Gegner, denkt daran, diesen Leuten den Mund zu verbieten. Und in der bildenden Kunst ist es nicht anders.

Die Bilder der neuen und neuesten Richtung hängen auf jeder Ausstellung, und keiner Jury wird es mehr einfallen, sie grundsätzlich auszuschließen. Indem man etwas zu Worte kommen läßt, erkennt man es noch nicht an. Es ist nicht nur die Pflicht des Kunstrichters, es ist die Pflicht der ganz gewöhnlichen Gerechtigkeit, daß man jedermann gestattet, seine Sache zu führen, daß man niemand verdammt, ehe man ihn gehört hat.

Von diesem Grundsatz macht nur die Bühne nicht Gebrauch. Ein Dramatiker, der nicht aufgeführt wird, ist verdammt, ohne gehört worden zu sein. Er kann sein Stück immerhin drucken lassen; gehört wird er doch nur auf der Bühne. Man darf der bestehenden Bühne aus dieser Ungerechtigkeit keinen Vorwurf machen; denn sie ist durch tausend Rücksichten dazu genötigt, vor allem durch die Rücksicht auf ihr Publikum. Sie ist die konservativste aller menschlichen Einrichtungen. Sie ist abhängig von einer bunt zusammengewürfelten Menge, welche nicht das Dämmern des morgenden Tages vorausgenießen, sondern sich am heutigen Abend amüsieren will. Amüsieren kann man sich aber nur, wenn man in ganz gewohnten Gleisen denkt. In nichts ist der Mensch konservativer als in seinen Vergnügungen. In einem gewissen Alter kann man ihn eher überreden, eine neue Sprache zu lernen als ein neues Kartenspiel. Der ganze Reiz des Spieles beruht überhaupt darauf, daß sich das Altgewohnte in immer neuen Formen darstellt. Und wer auch im Schauspiel nichts weiter sieht als ein Spiel, den durchrieselt es mit kaltem Entsetzen, wenn man ihm von der Bühne herunter verkündet: Der König gilt jetzt nur noch drei, die Dame gilt zehn, und das As ist abgeschafft.

Wir aber sehen im Theater mehr als ein Spiel; wir sehen darin eine Kunst. Und wir wünschen auch der Bühnenkunst, was in jeder andern Kunst selbstverständliche Lebensbedingung ist: die freie und ungehemmte Entfaltung aller Kräfte. Nicht wir sind die Fanatiker, sondern diejenigen, welche in der Kunst nur eine Richtung gelten lassen wollen und jede andere verurteilen. Wir merken, daß allerlei Neues und Jugendliches zum Lichte drängt, und wollen es zum Lichte gelangen lassen. Am Lichte wird es sich schneller klären als in der Dunkelheit. Dieses Neue ist nicht das Richtige, sagt ihr. Möglich, daß ihr recht habt. Es ist auch gar nicht unseres Amtes, das zu entscheiden. Aber eures Amtes ist es auch nicht. Ihr wißt ebensovienig sicher als wir, ob es das Richtige nicht ist, ob sich das Richtige nicht daraus entwickeln kann. Wir wissen es nicht und deshalb wollen wir's probieren. Wir wollen es zu Wort kommen lassen; wir wollen ermöglichen, daß es sich auslebt. Dann werden wir ja sehen. Besitzt es echte Lebenskraft, so haben wir ihm den Weg erleichtert, die Gärung abgefürzt und ein verdienstliches Werk gethan. Besitzt es sie nicht, dann wird es um so rascher überwunden sein, je freier es sich hat entfalten dürfen. Und dann haben wir erst recht ein verdienstliches Werk gethan; dann haben wir verhütet, daß ein falsches Märtyrertum entsteht, daß dem Unrecht durch Unterdrückung ein Schein des Rechtes verliehen wird.

Die „Freie Bühne“ ist keineswegs nur für die sogenannten Naturalisten gedacht, sondern für alle diejenigen, deren dramatisches Schaffen mit der heutigen theatralischen Konvention in Widerspruch gerät. Zu diesen Dramatikern gehören nicht nur die Lebenden, sondern in einzelnen ihrer Stücke auch Kleist, Hebbel, Grillparzer, Byron, ja sogar Shakespeare, mit einem Wort die lebenden Toten. Die Freie Bühne ist keine Verneinung des bestehenden Theaters, sondern eine Ergänzung.

Und nun wird es Zeit, daß ich auch zu dem Einzelsalle Stellung nehme, der gegenwärtig die Öffentlichkeit beschäftigt und eine so edle und heilige Entrüstung heraufbeschworen hat, zu der Aufführung des Schauspiels „Vor Sonnenaufgang“ von Gerhart Hauptmann. Niemand hat bestritten, daß in diesem Stück die Spuren eines starken Talentos vorhanden sind, und nach dem, was ich bereits gesagt habe, ist es selbstverständlich, daß ich für die Aufführung dieses Stückes war, obwohl ich glaube, daß dieses starke Talent auf einem jugend-

lichen Irrweg begriffen ist. Wenn ein junger Mann so etwas schreibt, so thut er es wahrlich nicht aus Schamlosigkeit. Die Schamlosigkeit schreibt keine Stücke, die nach aller menschlichen Berechnung nie im Leben aufgeführt werden. Er thut es aus Idealismus; er glaubt an eine Idee und wird von ihr geleitet. Die jungen Menschen, die heutzutage an Ideen glauben und für sie etwas aufs Spiel setzen, sind nicht gar so häufig. Und wenn sie obendrein Talent haben, so verdienen sie, daß man sie fördert. Indem man das Stück Hauptmanns aufgeführt hat, hat man ihn aber in hohem Maße gefördert. Nicht etwa äußerlich, sondern innerlich. Man hat ihn sich selbst gegenübergestellt, und da wird er, wenn er ehrlich ist, gesehen haben, wie unendlich viel er noch zu lernen hat. Er wird wahrgenommen haben, daß mancherlei in seinem Stück nicht auf die Bühne gehört, und zwar nicht deshalb, weil es unanständig, sondern weil es undramatisch ist. Er wird hinzulernen und seine Beobachtung ausdehnen. Und wenn seine scharfe Beobachtungsgabe, sein bedeutender Sinn für das Charakteristische uns eines Tages einen anderen Gesellschaftskreis als vertierte schleifische Bauern mit gleichem künstlerischem Ernst und gesteigertem Können vor Augen führt, dann haben wir auch für das offene Theater einen Dichter gewonnen. Das ist ein Gewinn, so groß und wertvoll, daß er den Versuch gelohnt hat und die Enttäuschung aufwiegt.

Wenn aber manche Leute geradezu rasend sind vor sittlichem Schmerz, so rasend, wie sie gar nicht sein könnten, wenn in ihrer Gegenwart all das wirklich passierte, was hier objektiv dargestellt ist, so muß man doch sagen: Schön und appetitlich sind diese Dinge ja wahrlich nicht; aber noch weniger sind sie unsittlich. Es ist nie und nimmer unsittlich, wenn man ohne jede Verzierung und Bemäntelung das Kind beim rechten Namen nennt. Es ist nie und nimmer unsittlich, wenn man uns das Laster in abschreckender Nacktheit zeigt. Durch Wahrheit, und sei sie noch so ekelhaft, ist noch nie ein reines Gemüt verdorben worden. Will man über Unsittlichkeit auf der Bühne wettern, so fange man anderswo an, dort, wo die Unzucht als lustiger Karnevalscherz und der Ehebruch als amüsanter Gesellschaftsspiel behandelt wird, dort, wo der betrogene Ehemann eine komische Figur ist und die Dirne unter bengalischer Beleuchtung den Thron der Welt besteigt, vor dem alle Helden auf die Kniee fallen. Das ist unsittlich. Und die anständigen Frauen, die das amüsanter finden, haben kein Recht, sich über die Freie Bühne zu beschweren. Ebenjowenig die gebildeten Männer, welche aus Enttäuschung ins Publikum so unzweideutige Worte rufen, daß die ungebildeten Personen des Dramas sich davor schämen würden.

Vielleicht würden solche Leute sogar einen oder den anderen großen alten Klassiker niederzuschreien, wenn er als unbekannter junger Mann den empörenden Inhalt seiner Tragödien in moderner Form uns vorzusetzen wagte. Man denke sich z. B. der unglückseligen Gerhart Hauptmann hätte ein Stück geschrieben mit etwa folgender Handlung: Ein junger Mensch, von Pflegeeltern erzogen, ohne eine Ahnung, daß es nicht seine richtigen Eltern sind, macht, meinetwegen in einem Badeort, die Bekanntschaft eines Ehepaars. Der Mann ist etwa fünfzig Jahre alt, die Frau etwa vierzig, aber noch reizvoll und verführerisch. Der junge Mensch verliebt sich in die Frau; seine Leidenschaft wird erwidert. Der Gatte entdeckt das Geheimnis; er fordert den jungen Mann und fällt im Duell. Nach mancherlei inneren Kämpfen heiratet der junge Mann in einem anderen Land die ältere Frau. Das alles ist Vorgeschichte. Wie das Stück beginnt, sind fünfzehn Jahre einer glücklichen Ehe verfloßen, deren frevelhafter Anfang vergessen scheint. Mehrere Kinder entstammen dieser Ehe, das älteste halb erwachsen. Und nun beginnt das Stück, und sein ganzer Inhalt besteht darin, daß der Held nach und nach eine grauenvolle Entdeckung macht. Der Mann, den er im Duell erschossen, war sein Vater; die Frau, mit der er verheiratet ist, ist seine Mutter; er ist der Bruder seiner Kinder. Die Frau erhängt sich, er selbst sticht sich die Augen aus. — Phui, wie schamlos! Gemach, gemach! — Das war ja — mit gering-

fügigen Varianten — der König Ödipus von dem alten Naturalisten Sophokles, und diese grauenvolle Geschichte ist hotheaterfähig.

Das enttäuscht euch also nicht? O ganz und gar nicht! Die Leute laufen ja nicht in modernen Kleidern herum, sondern im griechischen Gewande, mit Sandalen. Sie heißen auch nicht Herr Müller und Frau Schulze, sondern Ödipus und Jokaste. So etwas kann heute nicht mehr vorkommen, und wir empfinden dasselbe wohlthätige, ungefährliche Gruseln wie der wackere Bürger im „Faust“, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen.“ Die Griechen aber empfinden etwas anderes dabei. Die empfinden jene zugleich vernichtende und erhebende Wirkung von Furcht und Mitleid, welche wir nur dann wieder rein empfinden würden, wenn ein echter moderner Tragiker echte moderne Menschen von furchtbarer Schuld zu mitleidweckender Sühne führte.

Die Freie Bühne kann einen solchen echten Tragiker nicht hervorzubringen. Aber sie wird, wenn er eines Tages ersticht, ihm keinen dornenwollen Lebenspfad erleichtert haben. Und im Hinblick auf dieses Ziel darf sie sich auch ganz mißlungene Versuche nicht leid werden lassen. Wenn sie aber mit Ibsen begam, so geschah es, weil sie in diesem Dichter einen großen und mächtigen Dramatiker erblickt, einen modernen Tragiker, wie es vor ihm noch keinen gegeben hat.

Also „Ibsenianer!“ Welch ein thörichtes, einfältiges Wort! Ist man darum ein „—ianer“, weil man zu hundert alten Größen die hundertste zu reihen sich gedungen fühlt? Nennt mir irgend einen erlauchten Namen aus Litteratur und Kunst und hängt mir dieses „—ianer“ daran; ich will es unterschreiben. Ist denn die Bewunderung irgend einer großen Persönlichkeit zufällig noch lebt oder erst gestern gestorben ist? Hat denn der Astronom den übrigen Himmel dadurch negiert, daß er einen neuen Stern entdeckt zu allen andern schon bekannten? Ich bin der freudige und andächtige Parteigänger all der Männer aller Zeiten, welche ich für die Großen halte, und es ändert nichts an meiner Andacht, ob ich das schon in der Schule gelernt habe, oder ob ich selbst dahinter gekommen bin. Ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß so viele Menschen die rückhaltlos ausgesprochene Bewunderung für einen einzelnen Mann mit der Herabsetzung aller anderen gleich erachten. Als ob man nicht frei verehren könnte, was einem gefällt, ohne sich in eine Sekte einzuschließen! Es giebt ja sogar in Deutschland eine Goethe-Sekte, welche dem größten deutschen Genius nicht anders huldigen zu können meint, als indem sie Schiller zu seinen Gunsten verunglimpft. Wäre uns Schiller das, was er uns ist, wenn er Goethe ähnlicher wäre? Im Herzen der deutschen Nation ist Platz für beide, auch dann noch, wenn ein Dritter und Vierter kommen sollte, — was übrigens noch gute Weile hat.

Auf dichterischem Gebiet kann die Freie Bühne keine neuen Talente hervorbringen; auf schauspielerischem ist sie etwas der Art im Stande. Denn das schauspielerische Talent entdeckt sich in vielen Fällen nicht selbst; es bedarf, reproduktiv wie es ist, der weckenden Aufgabe. Thäte die Freie Bühne nichts anderes, als daß sie einer oder der andern noch schlummernden schauspielerischen Begabung eine solche Aufgabe stellte, so hätte sie schon genug gethan.

Und nun mögen diejenigen weiter schreiben, die nichts Besseres zu thun haben. Wir andern suchen jeder nach dem Maß seiner Anlagen und Kräfte etwas zuwege zu bringen. Keiner von uns möchte sich der Frühlingsluft entziehen, die wir in der Kunst verspüren. Keiner von uns möchte in all dem frischen Wachstum, in all dem heiteren Werden nicht lieber ein paar Halme Unkraut stehen lassen, als eine keimende Rose zerstören. Wir wissen es wohl, die Zeit ist an manchem Übel krank; aber die Morgenluft wird ihr gut thun. Auch die Geburtswehen neuer Ideen sind eine Zeitkrankheit und oft eine recht schmerzhaft. Denkt ihr an den Schmerz; wir denken an das neugeborene Leben.

D. Paulus Cassel als Dichter.

Von
F. A.

Ein alter Freund Paulus Cassel hat mir eine rechte Herzensfreude bereitet. So oft er Bücher herausgab, welche zwischen Gelehrsamkeit und Gottesgelahrtheit, zwischen kühnstem Tiefinn und höherem Unsinn anmutig hin und her schwankten, sagte ich ihm immer, er wäre kein Gelehrter. Lange sträubte er sich dagegen, mir das zu glauben. Jetzt scheint er es endlich eingesehen zu haben und ist unter die Lustspieldichter gegangen. Er nennt sein Stück „Vom König“ zwar ein Drama; aber ich glaube, er hat diese feierliche Bezeichnung nur mit Rücksicht auf sein amtliches Sonntagsgewand gewählt. Das Werk selbst schüttet ein solches Füllhorn von Humor über den Leser aus, daß wir künftig den Namen Cassel nur noch neben Jakobson und Schönthan werden nennen hören; dabei ist sein Humor von der allerfeinsten Marke, der des unfreiwilligen.

Das Lustspiel also spielt in Kyrene um das Jahr 80 vor Christi Geburt. Das Personenverzeichnis würde darauf schließen lassen, daß wir es mit einer derben Posse zu thun haben; die Mutter des königlichen Helden heißt nämlich Kalbia, was doch eigentümlich klingt, und der Bösewicht, welcher von Anfang bis zu Ende in einer ganz diabolischen Weise intriguiert, schreit, sticht und haut, der heißt Apollinaris, was doch unwillkürlich an einen Säuerling von sanfterer Wirkung erinnert. Die Kalbia tritt glücklicherweise nicht mit ihrem Herrn Vater auf, sondern mit ihrem Sohne Mikofrates, welcher im ersten Akte nichts weiter als der Feldherr von Kyrene ist. In einer Versammlung von Patriziern erfahren wir aber, daß er nach dem Königskrönchen strebt; das Volk „trage ihm Weihrauch nach.“ Der säuerliche Priester Apollinaris verlangt den Tod des Mannes mit Recht; es läßt tief blicken, wenn einer sich Weihrauch nachtragen läßt. Ein Narr, der in dem Lustspiele jederzeit das Wort ergreift, verrät aber, daß Apollinaris nur aus Eifersucht so blutdürstig sei. Da zieht der Priester — wir werden sehen, daß Mörös mit dem Dolch im Gewande ein Waisenknahe gegen ihn ist — er zieht also einen Dolch und geht mit dem Rufe: „Verräterischer Wurm! Auch du mußt sterben!“ gegen den Narren los. Phaedimus, der Führer der Patrizier, tritt mit den ruhigen Worten dazwischen: „Nicht doch! Apollinaris.“ Das wirkt wie gewöhnlich beruhigend, die Beratung wird fortgesetzt und der Mordmord des Mikofrates beschlossen.

Hier muß ich ein Wort über die schallhafte Form des Lustspiels einschalten. Es ist ohne Zweifel in Versen geschrieben, denn die Zeilen haben an der rechten Seite ungleiche Ausgänge. Der Dichter hat sich aber bis zum letzten Worte für keine bestimmte Versform entschlossen; anmutig wechseln fünf- bis sechsfüßige Alexandriner ab, und so oft es dem Autor einfällt, Papier zu sparen, wagt er auch sieben- bis achtfüßige Ungeheuer. Er übertrifft Goethe bei weitem; der hat unter den Hexametern seines Epos eine einzige siebenfüßige Bestie stehen lassen, bei Cassel finden sich solche Monstra zu Hunderten, und selbst eine Kalbia mit sieben Füßen ist ohne besonderes Eintrittsgeld zu schauen. Doch meine Leser sollen nicht länger für das Leben des Sohnes der Kalbia zittern.

Er wird geliebt. Gleich zwei Frauenzimmer auf einmal erglänzen für ihn, Aretaphila, die Tochter jenes Phaedimus, und ihre Freundin Lybia. Paulus Cassel war offenbar zu diskret, um uns die wahren Namen zu verraten; aber so haben die Damen in Kyrene gewiß nicht geheißsen. Genug, sie sind beide in ihn verliebt, wenn auch in verschiedener Weise: Lybia mit jüdlischer Glut, — es ist bezeichnend für sie, daß sie den Apollinaris verachtet, — die sogenannte Aretaphila platonisch. Sie sagt: „Ich halte nichts von Weibern, denen Thränen und

süße Küsse einzige Liebe sind; ich will mit dem Geliebten innig denken.“

Sie ist entschieden ein Blaustrumpf, aber sie weiß viel. Sie spricht in Afrika, achtzig Jahre vor Christi Geburt, vom Norden, „wo die Goten wandern,“ und sie liest mit Apollinaris den Sokrates, was um so bewunderungswürdiger ist, als Sokrates keine Schriften hinterlassen hat.

Diese beiden gemüthlichen Nebenbuhlerinnen also erfahren den Anschlag auf des Geliebten Leben sowohl durch den Narren, als durch Apollinaris selbst, der in ganz gemeiner Weise Lybia liebt — „der Mann zieht niemals seinen Priester aus“ — und ihr darum seine ruchlosesten Pläne anvertraut. Die beiden Mädchen setzen sich mit Kalbia in Verbindung, die ihrem Sohne eine konfuse Warnung zugehen läßt. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir eine begeisterte Schilderung des Mikofrates. Wie die Goten, welche im Norden wandern, schluct er ganze „Humpen von jenem Tranke voll, den sie aus Gerste brauen, sie nennen's darum (?) Bier.“ Auch hält er, wahrscheinlich wenn er betrunken ist, den Frieden der Kalbia in seinen Händen. Sie sagt es selbst; es wäre sonst nicht zu glauben, ja nicht einmal zu verstehen.

Das Attentat mißlingt, und die Patrizier beeilen sich, ihm nun selbst das Königskrönchen anzubieten. Da murrelt der Priester Apollinaris, der vom Dichter in der That ohne Standesvorurtheile geschildert wird:

„Ich werde mit euch gehn, wo Bär und Ochsen wählen,
Darf auch der Fuchs im Heuchelzug nicht fehlen.“

Mikofrates ist heifel und erwidert zuerst:

„Soll ich die Krone tragen, — nicht aus deinem Mund.“ —

Dann aber nimmt er sie doch und die Aretaphila dazu. Er wird nicht viel Freude an ihr haben, denn sie sagt ihm:

„Ich lieb dich, wie der Mond die goldene Sonne,
Wie Penelope liebt den fernern Gatten,“

was doch offenbar den höchsten Grad der platonischen Liebe oder gar nichts bedeutet.

Der dritte Akt ist nicht minder heiter, aber der Dichter fängt bereits an, sich zu wiederholen. Wir glauben an die historischen Kenntnisse der Philosophin und sie brauchte nicht mehr Heinrich den Vierten und sein Huhn im Topf zu citieren. Auch wäre der zweite Austritt zwischen Apollinaris und dem Narren keine Steigerung, wenn der Lustspieldichter nicht einen allerliebsten scenischen Einfall gehabt hätte. Da der Narr ihm abermals in den Weg tritt, zieht Apollinaris — er muß unbedingt Militärpfarrer gewesen sein — das Schwert, um ihn zu töten:

„Neh, giftiger Moch, soll nichts vom Tod dich retten.“

Der „giftige Moch“ aber springt zurück, hält ihm dagegen den Stab zwischen die Füße, — Apollinaris fällt:

„Das war, du Krähhans, nicht dein letzter Fall.“

Während der Priester längelang daliegt, entwirrt der Narr seine in jeder Beziehung schwarzen Pläne. Es ist eine wiße Geschichte. Im Hause der Kalbia lebt eine schwarze Sklavin, welche ihrer Farbe wegen im griechisch-afrikanischen Kyrene den lateinischen Namen Nigra führt. Dieser dunklen Schönen hat der unergründliche Apollinarisbrunnen (jährliche Füllung über zwölf Millionen Flaschen und Krüge) die Ehe versprochen, um ihre Hand zu einem neuen Mordversuch lenken zu können. Nigra schwört darauf, daß der Priester ernste Absichten habe. Der Narr aber klärt sie über den wahren Charakter solcher Wüstlinge auf:

„Die Lust ist ihr Gewissen, und eine Sklavin hat,
So meinen sie, nur Fleisch und keine Thränen.“

Nigra muß sich als Sklavin viel gefallen lassen; daß sie aber nur Fleisch und keine Thränen haben soll, das bringt sie dem Narren die „myphonischen“ Intriquen des Apollinaris entdeckt. Der vierte Akt kann losgehen.

König Mikofrates hat mit seiner Gemahlin so innig gedacht, daß er vorerst mehr als vier eng gedruckte Seiten histo-

* Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) 1888.

rische Bildung von sich geben muß, bevor er schweigen und des Volkes Liebe sich äußern kann. Dann ertönt die Nationalhymne von Kyrene mit folgenden Worten:

„Heil! Heil! Heil! Kyrenens Königszier!
Auch uneres Martes Fröide, sie reden nur von dir.
Heil, Heil, Heil! Bedarfst du Königsruh,
Schlicht selbst das Fröichlein seine Lippen zu.“

Diese Idylle, welche jedoch eine breitere Ausmalung wünschen läßt, wird plötzlich durch Apollinaris so rauh unterbrochen, daß man einen traurigen Ausgang des Lustspiels befürchten muß. Die Königin reicht ihrem Gatten ein Glas kuhwarme Milch aus den Stallungen der Kalbia, was bekanntlich mit Apollinaris zusammen ein gesundes Getränk ist. Dieser aber springt auf und schreit:

„Laß ledern einen Sklaven oder Hund!“

Die Sache ist nicht ganz klar. Es scheint, daß die Beimischung von Apollinaris die Milch vergiftet habe, der Priester aber im letzten Augenblick den König lieber gegen sein Weib mißtrauisch machen, als ihn töten wolle. Wie dem auch sei, das Gift des Apollinaris ist gar nicht in die Milch hineingekommen, und der Narr, der den ganzen schauerlichen Anschlag zum besten giebt, trinkt den ganzen Pokal aus, um sich die Nehle anzuseuchen. Da gerät Apollinaris zum drittenmal in gräßlichen Zorn; er knallt und schäumt und spritzt und sprudelt, wie jeder frische Apollinaris soll, dann ergreift er einen schweren Leuchter und mit dieser irdenen Civilistenwaffe gelangt es ihm endlich, den Narren totzuschlagen. Wer aber glaubt, Apollinaris habe kein kriegerisches Gewehr mehr bei sich, der irrt; er hat es nur für den eigenen Gebrauch zurückbehalten. Ähnlich wie Wurm im letzten Akt von Kabale und Liebe ruft er:

„Wir gehn zusammen in den Tartarus!“

und ersticht sich.

So das Lustspiel von Paulus Cassel. Nur böse Menschen können denken, der Dichter sei von einem Nebenbuhler des Apollinaris gewonnen worden und habe aus diesem Grunde ein Tendenzdrama gegen diesen vortrefflichen Säuferling geschrieben. Das hieße aber den guten Mann gründlich mißverstehen. In ihm ist niemals eine Spur von Tendenz, von böser Absicht, und er würde sogar einem Kritiker, der sich über ihn lustig machte, mit unveränderter Demut und Liebe begegnen.

Diejenigen deutschen Bühnenleiter, welche ängstlich sind und darum nur die Werke erfolgreicher Dichter auführen, werden auch Cassels Drama „Vom König“ nicht zu würdigen wissen; mutige Männer aber sollten diese Gabe eines seltenen Humors nicht verschmähen, sie könnten eines vollen Hauses und eines vollen Erfolges gewiß sein. Und der fruchtbare Autor, von welchem mir bereits ein zweites Stück vorliegt, würde gewiß nicht müde werden, immer wieder neue Dramen über andere die Gesundheit fördernde Getränke zu schreiben.

Es wäre ein wohlfeiler Scherz, die Dilettantenarbeit, die ein völlig unbegabter Dichter hat drucken lassen, der Heiterkeit des Publikums preiszugeben; die unglückliche Friederike Kempner, welche durch ihre schlechten Verse berühmter geworden ist, als mancher Poet durch seine guten, hat ihr Schicksal eigentlich nicht verdient. Erst wenn die Talentlosigkeit mit Titeln und Würden einhergeht, oder gar mit dem Selbstbewußtsein eines gefeierten Mannes auftritt, wird sie mit Recht von einem kleinen Strafgericht getroffen. Daß dies bei Paulus Cassel zutrifft, würde allein das dreiaktige Drama „Das neue Schauspiel“* beweisen, in welchem — es ist ebenso unerhört wie unglaublich! — Paulus Cassel selbst mit seinem Drama „Vom König“ den Helden abgibt. Die abgeschmackte Handlung, nach welcher das Schauspiel aus Kyrene durch Protektion des Hofes unter einem falschen Namen aufgeführt und von einer Rotte käuflicher Recensenten ausgepiffen wird, mag dem Autor hier geschenkt bleiben. Nur der Schluß, eine von Paulus Cassel

verfaßte Apotheose Paulus Cassels, darf nicht unterdrückt werden. Das Theater stellt also ein Theater dar, in welchem das neue Schauspiel durchzufallen im Begriffe stand. Plötzlich erschließt sich der Anführer der bösen Recensenten, Gendarmen ercheinen, „die nach den Lärmenden zu fahnden suchen.“ Der Vorhang hebt sich wieder. „Der Fürst tritt aus seiner Loge an den Rand.“ Ein Mädchen mit einem Lorbeerkränze tritt vor und spricht:

„Du bist der Dichter, der damit entzückt,
Du bist der Meister, neu aus Gott geboren,
Dich kränzen wir, dich Arzt des ganzen Volks;
So steigt die Sonne aus den Wolken auf,
Wenn Donner rollen aus der Dünste Kreis.
Man hat sich freventlich gegen dich verschworen,
Die Nebel sind verchwemmt, und der Sieg ist dein.
Nimm hin den Kranz, die Edelsten des Landes
Sie krönen dich mit mir, dich krönt das ganze Volk!“

Man darf nicht aus dem Auge lassen, daß ausdrücklich mit vollem Titel und mit einem großen Monolog das Schauspiel „Vom König“ als dasjenige bezeichnet wird, dessen Dichter von seiner eignen Gnaden solches Lob erfährt. Und nun kommt gar folgende Bühnenanweisung:

„Ein ungeheurer Beifall erhebt sich. Das Publikum gerät in ein wahres Entzücken. Die Feinde schweigen. Donnernde Rituas ertönen, Blumensträuße regnen aus allen Logen . . . (der Dichter) wird im Triumph weggeführt.“

Vielleicht rechnet mich der Verfasser zu denen, die sich freventlich verschworen gegen den Meister, neu aus Gott geboren. Ich habe aber geglaubt, eine solche, wirklich noch nicht dagewesene Selbstverherrlichung etwas niedriger hängen zu sollen.



Kleine Kritik.



Oskar Blumenthal hat am letzten Sonnabend in seinem eignen Lesingtheater sein vieraktiges Lustspiel „Der Jaungast“ zur ersten Aufführung gebracht und nach einem vollen Erfolg der ersten Hälfte sich schließlich damit begnügen müssen, daß er am Schluß im Kampfe gegen eine lebhaftere Opposition hervorgehoben wurde. Ohne Zweifel wird ein milder kritisches Publikum sich an einer Reihe von Aufführungen harmlos ergötzen, und Blumenthal selbst wird nicht anstehen, die ernsthaften Stellen zu streichen, welche das berüchtigte Fremdenpublikum von Berlin nun einmal nicht ernsthaft nehmen wollte. Der Einfall, welcher dem Stücke zu einem Titel und dem Titel zu einer Erklärung verhilft, ist nicht ohne Feinheit. Der Held kennzeichnet sich selbst als einen guten Mann, der hinter dem Zaune steht, wenn glücklichere Menschen bei den Freudenfesten des Lebens sitzen, und als Jaungast an ihrem Frohsium teilnimmt. In dieser passiven Rolle wäre er eine ruhende Figur, aber kaum zum Träger eines Lustspiels geschaffen. Bei Blumenthal greift er aktiv in die Handlung ein. Er steht zwischen zwei Schwestern, von denen die jüngere für ihn schwärmt, während die ältere der Gegenstand seiner eignen schüchternen Neigung ist. In den ersten beiden Akten gelingt es ihm, die jüngere Schwester von ihrer eingebildeten Liebe gründlich zu heilen, und sie mit einem guten Jungen, der besser zu ihr paßt, zusammen zu führen; man kann nicht sagen, daß seine Freude über diesen gelungenen Streich just diejenige eines selbstlosen Jaungastes sei, denn erst durch die Verborgung des Badfischchens wird ihm nach der Lage der Dinge die Bewerbung um die Hand der Schwester ermöglicht. Bis dahin war die lustige Wirkung auf das Publikum ohne Widerspruch eine sehr starke. Nun aber sollte sich der Charakter des Jaungastes erst in seiner ganzen Größe zeigen. Die junge Witwe, für welche er feuzt, glüht eigentlich für einen Schwärmer von Baron, mit welchem sie ohne das Dazwischentreten grausamer Mißverständnisse seit acht Jahren verheiratet wäre. Erst nachdem sie sich — freilich nur aus Ärger — mit dem Jaungast feierlich verlobt hat, lösen sich diese Mißverständnisse, und der gutmütige Titelheld räumt das Feld. Im Leben würde so ein Mann, der sich mit zwei Schwestern nacheinander verlobt, um sie schnelligst feurigeren Liebhabern abzutreten, unbedingt eine lächerliche Rolle spielen; und so

* Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) 1888.

saßte das Publikum auch diesen Virtuosen der Verzichtleistung im letzten Akte auf. Es lachte, als dem Zaungast die Thränen im Auge standen. Ich gestehe, daß ich diese hilflose Gestalt für eine sehr glückliche Erfindung Blumenthals halten würde, wenn er zu ihrer Ausführung Humor genug besessen hätte. Ein solcher Mann ist nur durch die reinste Poesie glaubhaft zu machen, und Blumenthal hatte in den ersten Akten zu viele Witze gerissen, als daß das Publikum ihm die Poesie geglaubt hätte. Hätten die Zuschauer über den drolligen Mann lächeln können, so hätten sie über seinen Edelmut nicht gelacht. Immerhin ist dieser Zaungast auch jetzt noch zu retten, wenn zum Schluß des dritten Aktes seine zweite Verlobung, anstatt von pathetischen Tiraden der jungen Witwe, von deren Scherzen eingeleitet wird. Eine zweite Person des Stückes, der kluge Ehemann einer koketten, hübschen Frau, ist vielleicht das Beste, was Blumenthal bisher geschaffen hat; auch er wurde nicht recht gewürdigt, weil sein Darsteller (Herr Vlemke) wohl für die hübsche Scene mit dem Don Juan einen natürlichen Ton fand, später aber veragte. Was dem Publikum am besten gefiel, waren die echt Blumenthalschen Witze, die auch hier mit voller Unparteilichkeit allen Personen des Stückes zu gleichen Teilen in den Mund gelegt sind.

Das eine werden Herrn **Hugo Lubliner** selbst seine Freunde zugegeben müssen: es fallen ihm Dinge ein, die vor ihm keinem Lebenden oder toten Poeten von Nöthlos bis auf Schönthan, von Kalidasa bis auf Kadelburg eingefallen sind. Herr Lubliner ist der geistige Vater jener Tochter, die sich für eine Frau ohne Geist ausgiebt, um die Thorheit ihres — körperlichen — Vaters durch ihre eigene Dämlichkeit wohlthuend abzdampfen.; und derselbe Herr Lubliner hat das junge Mädchen eronnen, das unter der Wucht der Verleumdung einberkeucht, weil es bei nächtlicher Weile, ich glaube am Genfer See, mit einem geheimnisvollen jungen Mann belauscht worden ist, der sich schließlich als ein von seiner Gesellschaft zur Übergabe der Police abgeandeter Versicherungsbeamter erweist. Inzwischen hat Herr Lubliner seinen dichterischen *nom de guerre* abgelegt, und wie im Leben heißt er nun auch auf dem Theaterjettel. Aber Shakespeare hatte gut sagen:

„Was ist ein Name? Was uns Noth heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich klingen.“

Der als Hugo Bürger mit den verzwicktesten Phantasiegebilden oft Beifall fand, ward nun als richtiger Lubliner in Wort und Schrift bescholten und verhöhnt. Seit er den Kriegsnamen abgethan, begann für ihn erst der Krieg mit dem Publikum. Und da Herr Lubliner unbedingt eine Weisheitsdisposition besitzt, die man „intellektuelles Schielen“ nennen könnte, kam er auf den Gedanken, über die Bedeutung seines Namens im besonderen und des Namens im allgemeinen nachzudenken. Er muß wohl nichts Besseres zu thun gehabt haben. Die Resultate seiner, soweit es seine bedauerliche Augenkrankheit gestattet, wahrheitslieblich scharfsichtigen Untersuchung hat er nun veröffentlicht. Da Diskretion in diesem Falle nicht Ehrensache wäre, sei hier kurz mitgeteilt, was Herr Lubliner erschließt hat. Es giebt kleine Herzöge, sagt der Dichter, die in Badooten lieber unerkannt bleiben möchten; ihr Name belästigt sie; es giebt junge Frauen alter Männer, sagt der Dichter, die man verleumdet; ihr Name wird von der Schmähsucht befehlt, aber die Flecke sind auszuwaschen; es giebt vagierende Künstler, sagt der Dichter, die für ihre herantretenden Töchter auf jedem unmöglichen Wege einen Namen suchen; und es giebt Opernjägerinnen, sagt der Dichter, die ihre Carrière ruinieren, nur um zu erproben, welcher ihrer Anbieter nur ihren Namen liebt. Als er diese vier Fäden glücklich erwischt hatte, sagte sich Herr Lubliner wohl selbst, daß, was er entdeckt, nicht einmal Widerspruch finden würde, und da er ein gutes Mittel zur Erregung von Unzufriedenheit seit langer Zeit sein eigen nennt, that er, was selbst unter der Herrschaft des kleinen Belagerungszustandes keinem Steuerzahler verboten ist: er machte aus seinen vier schlechten Handlungen eine einzige: ein Theaterstück. Beim Kopfen mochte er wohl selbst merken, daß die Mischung nicht besonders schmackhaft war; flugs befragte er sein dramaturgisches Kochbuch, warf nach Vorchrift eine kleine Prise Ehebruchverdacht hinein, ließ das Ganze mit einem Duzend vorher gewässerter Sentenzen in einer dicken Sentimentalitätsauce aufkochen und setzte es dem Publikum des königlichen Schauspielhauses von Berlin vor. Natürlich hieß das vieraktige Gericht: „Der Name.“ Aber die an gottergebene Langeweile gewöhnten Besucher des Schillerplatzes zeigten sich dieser namhaften Probe auf ihren Buddhismus nicht gewachsen und begannen schon sehr früh in ganz un-

hochtheatralischer Weise zu zischen, obgleich Fräulein Klara Meyer ihre durch keinen Sturm zu entblätternde Ammut walten ließ und Frau Seebach so viele Worte verschluckte, als ob sie mit dem angeklagten Dichter befreundet oder verwandt wäre und deshalb von ihrem Rechte der Zeugnisverweigerung Gebrauch machen wollte. Der in den weitesten Kreisen mit Recht gefürchtete Titelwizbold aber konnte schon in der ersten „größeren“ Pause rufen: „Mit dem Namen wird sich Herr Lubliner seinen Namen machen.“ Und selbst das war nicht der schlechteste Scherz des Abends.

Dem „**Zarenreich der Gegenwart**“ hat Herr M. Jollicineano ein (im Verlage von H. Steinitz, Berlin, erschienen) Buch gewidmet, welches manche thörichte Legende über das heutige Rußland wird zerfliegen helfen. Herr Jollicineano ist aufmerksam in den Pfaden gewandelt, die Leroy Beaulieu gebahnt hat, und nicht nur der Titel des deutschen Werkes ist dem „Empire des Tsars et les Russes“ nachgebildet, in welchem wir das selbständigste und gehaltreichste Buch über Rußland besitzen. Auch die feinen Studien von E. M. de Vogüé hat Jollicineano sorgsam benützt, und so ist sein sehr eigenartiges, aber ein nützliches Buch entstanden, das fast gleichzeitig in Hermann Kostofjyns „Das arme Rußland“ (Leipzig, Verlag von Karl Reischer, 1889) eine Ergänzung nach der wirtschaftspolitischen Seite hin gefunden hat. Etwas leichtfertig erscheint in dem Buch Jollicineanos der Versuch, auf wenigen Seiten die bedeutenden russischen Dichter der Gegenwart mit oberflächlichen Phrasen abzutun; eine so mächtige Erscheinung wie Lew Nikolaewitsch Tolstoi will eingehend analysiert sein; einige Reminiscenzen aus Vogüé genügen hier nicht, und das Urteil, Tolstoi sei zuerst ein Nihilist gewesen und später zum Mystiker geworden, trifft die Wahrheit etwa so wie die Behauptung: Schiller war zuerst ein Naturalist; später wurde er Klassiker.

Frieda Freim von Bülow, Reisekizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. (Berlin, Walthersche Apolant.)

Was uns die Verfasserin, die sich in edlem Eifer für das Wohl der leidenden Menschheit und in heller Begeisterung für Herrn Dr. Peters und Genossen nach Sansibar begiebt, um im Bereich der deutschen Besitzungen eine geordnete und wirksame Krankenpflege zu organisieren, von ihren Erlebnissen während eines etwa achtmonatlichen Aufenthaltes daselbst berichtet, ist nicht gerade geeignet, jene Gegenden für einen Europäer, dem sein Leben und seine Gesundheit lieb sind, in verlockendem Lichte erscheinen zu lassen. Denn wir hören unmaußegeft von Todesfällen und Erkrankungen am Fieber und andern Uebeln, so daß einem dabei ganz gruselig werden kann. Nebenher erfahren wir manche interessante Einzelheit von den Sitten und Gewohnheiten der aus Arabern, Juden und Negern bunt zusammengewürfelten einheimischen Bevölkerung, deren Verhältnis zu den Europäern noch durchaus friedlich erscheint. Fräul. von Bülow beweist überall ein sehr entschiedenes Nationalbewußtsein. Trotz all ihres Enthusiasmus für die Bestrebungen des Herrn Dr. Peters, der sich vielleicht inzwischen beträchtlich abgekühlt haben mag, gerät sie jedoch schließlich bezüglich ihrer Thätigkeit mit der Berliner Centralleitung in einen Konflikt, der sie zu einem völligen Verzicht veranlaßt. Einigkeit war eben bisher nicht die starke Seite unserer Kolonialschwärmer.

Die deutschen Personennamen. Von H. F. Otto Abel. (Zweite Auflage besorgt von Walthersche Apolant, Berlin 1889. Verlag von Wilhelm Herz, Bessersche Buchhandlung.)

Dieses vortreffliche deutsche Namenbuch sollte in gegenwärtiger Zeit, da die Mode glücklicherweise einmal wieder gegen die Fremdwörter und gegen fremde Namen feindlich ist, in keinem Hause fehlen, wo eine Taufe im Schoße der Zukunft liegen kann.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Aufsatz von Carus Sterne über „Zählengedächtnis und Farbeninn eines Schimpanzen“ muß es heißen: im 2. Absatz A. D. Bartlett statt A. de Bartlett; im 5. ban, ban statt bau, bau; im 11. Fizeau statt Puzeau; im 18. Henzmer statt Henzmer; im 22. deutlichen Sehens statt Schems; im 23. psychogenetischen statt phylogenetischen.